Manuel Erbenich

aus Deutschland

„O sertanejo é, antes de tudo, um forte.“
(Der Sertanejo ist zuallererst stark - Euclides da Cunha)

Stipendien-Aufenthalt in Brasilien

vom 11. Juli – 3. Oktober 2012

Der brasilianische Sertão – Leben und Kultur der Sertanejos

Von Manuel Erbenich

Brasilien, vom 11. Juli bis 3. Oktober 2012

Inhalt

1. Zur Person 171

2. Hellcife 171

3. Gen Westen 173

3.1 Serrita 173

3.2 Der Stein, der alles ins Rollen brachte 175

3.3 Die Missa do Vaqueiro 178

4. Jornal do Commercio 182

5. Handkuss 184

6. Wahlkampf in Recife 186

7. Operação Neblina - Alles für den Frieden? 188

8. Facybucky 190

8.1 Auf den Straßen Caruarus 191

8.2 Aus dem Leben eines Straßenkindes 196

9. „Ob es am Jahresende wohl regnen wird?“ 201

10. Kapitalistischer Kapitalismuskritiker 204

11. Der letzte Cangaçeiro 208

12. Freestyle auf Brasilianisch - Die Repentistas des Sertão 211

13. Sklave, Indio, Sertanejo 214

14. Gefahr für die Republik – Die Geschichte Antônio Conselheiros 216

15. Jeder Tag ist ein Kampf 221

16. Der König des Baião 223

17. Das Mekka Brasiliens 226

18. Danke 229

1. Zur Person

In der pfälzischen Provinz geboren und groß geworden, zog es mich schon während meiner Schulzeit auf Reisen quer durch Europa, nach Lateinamerika und in die USA. Nach meinem Abitur arbeitete ich ein Jahr in einem Straßenkinderprojekt in Brasilien. Mein Weg sollte mich in den Folgejahren nach Köln, Fortaleza und Lissabon führen, wo ich Regionalwissenschaften Lateinamerika studierte. Praktika und freie Mitarbeit bei Hörfunk, Zeitung und Fernsehen erfolgten parallel zu meinem Studium. Zurzeit arbeite ich als freier Autor. Den brasilianischen Nordosten kannte ich schon von meinen vorherigen Aufenthalten in Brasilien. Mit einem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung bin ich nun wieder hier, auf den Spuren der cultura sertaneja.

2. Hellcife

Die Avenida Marechal Mascarenhas de Morais, die große sechsspurige Straße, die vom Flughafen ins Zentrum Recifes führt, ist genau so überfüllt, wie ich sie in Erinnerung hatte. Schlaglöcher zieren die Straße, die von den Autofahrern geschickt umfahren werden. Alte, leicht heruntergekommene und renovierungsbedürftige Häuser, säumen die Avenida. An einigen Stellen haben Baumwurzeln den Beton zum Platzen gebracht und ragen aus dem Boden. Es ist laut und die Luft ist heiß. Ich bin nicht das erste Mal in Brasilien und eigentlich ist fast alles wie immer. Vor fünf Jahren war ich das letzte Mal in Hellcife, wie die Recifenses liebevoll verachtend ihre Stadt nennen. Auf den ersten Blick hat sich nicht viel geändert, aber auf den Zweiten, je weiter wir ins Zentrum kommen. Mehr denn je trifft der Name Hellcife ins Schwarze, denn drei Monate vor der Wahl beginnt die Schlacht um die Stimmen und die Stadt befindet sich in einem Ausnahmezustand. Mit dem Beginn des Straßenwahlkampfes verwandeln sich die wichtigsten Hauptverkehrsadern Recifes in bunte Fahnenmeere. Kleinbusse, Fahrräder, VW-Käfer und Motorräder fahren durch die Straßen und beschallen die Stadt aus überdimensionalen Boxen mit Wahlslogans und Wahlsongs, die alle sehr einprägsam sind. Und dennoch bleibt fast nichts im Gedächtnis, da man an jeder Kreuzung den nächsten hitverdächtigen Slogan ins Hirn gehämmert bekommt, der den Letzten aus dem Kurzzeitgedächtnis wieder verdrängt. Überall, nicht nur in Recife, sondern in jeder Stadt, denn die Bürgermeister- und Stadtratsverordnetenwahlen finden in Brasilien flächendeckend am gleichen Tag statt. Der Startschuss fällt genau einen Tag vor meiner Ankunft und der Wahlkampf wird mich drei Monate auf meiner Recherchereise durch den Nordosten Brasiliens begleiten. Deshalb ist es noch lauter

als vor zehn Jahren, als ich nach Brasilien kam, um meinen Zivildienst zu leisten. Es ist wilder und bunter als vor fünf Jahren, als ich hier im Nordosten studierte und für eine Filmproduktionsfirma arbeitete, denn Brasilianer machen selbst aus einem Wahlkampf ein riesiges Spektakel. Und es ist noch ein wenig chaotischer, als die letzten beiden Male, vor allem in der pernambucanischen Hauptstadt. Recife ist in den letzten Jahren kontinuierlich gewachsen, immer mehr Hochhäuser ragen in den Himmel, es gibt mehr Jobs, mehr Geld und mehr Hoffnung auf eine bessere Zukunft. All das sieht, hört und spürt man, wenn man sich mit den Brasilianern unterhält, sie beobachtet und Zeitung liest.

Auf meiner Reise durch den Sertão werde ich Tausende Kilometer mit dem Bus, dem Auto, Motorrädern und per Anhalter zurücklegen, um die Vielfalt der cultura sertaneja in der Region zu dokumentieren. Auf einer Fläche so groß wie Frankreich und Deutschland leben die Menschen hier noch immer größtenteils von der Subsistenzwirtschaft. Der Sertão ist eine arme Region und bildet kulturell, wirtschaftlich und gesellschaftlich einen krassen Gegensatz zu den Metropolen und Regionen im Süden des Landes. Die Mehrheit der Sertanejos sind Kleinbauern und leben am Rand des Existenzminimums. Viehzucht und Landwirtschaft bilden die Lebensgrundlage der meisten Familien. In der strukturschwachen Region sind viele der Sertanejos auf staatliche Hilfe angewiesen. 15 Prozent der Nordestinos leben noch immer in extremer Armut. Brasilien ist ein Land der Extreme und Kontraste, doch wohl nirgendwo sind die Diskrepanzen zwischen Arm und Reich, fortschrittlich und rückständig, Modernität und Tradition größer als im Sertão. Einerseits haben die sozialen Reformprogramme der letzten Jahre Wirkung gezeigt und den Anteil der Menschen in extremer Armut verringert. Andererseits findet man nach wie vor Regionen in denen die Zeit stehen geblieben scheint, wie es im Sertão vielerorts der Fall ist. Traditionswahrung und die Erhaltung der cultura nordestina prägen das Gebiet im Inland des brasilianischen Nordostens. Die äußerst vielfältige Kultur basiert auf indigenen, europäischen und afrikanischen Traditionen und Elementen und spiegelt sich in der Literatur, der Musik, den Tänzen, der Religion, den Volksfesten und dem Kunsthandwerk wider.

Kaum eine andere Region hat in der Geschichte Brasiliens so viel Einfluss auf die brasilianische Gesellschaft genommen und deren nationale Identität zugleich so stark geprägt, wie der Nordeste do Brasil. Kaum einer anderen brasilianischen Region wurde bisher in den Medien so wenig Aufmerksamkeit zuteil.

3. Gen Westen

„Guten Abend zusammen, mein Name ist Marcos, ich bin euer Busfahrer und heiße euch alle im Namen von Progresso-Reisen herzlich willkommen. Die nächsten vier Stunden werde ich euch nach Arcoverde begleiten. Unsere maximale Reisegeschwindigkeit beträgt 85 km/h. In Arcoverde löst mich ein Kollege ab und bringt euch dann weiter bis nach Exu. Eine gute Reise. Gott segne euch.“ Es ertönt ein kollektives „Amen“ der Mitreisenden, gefolgt von Applaus für die kurze Ansprache. Dann geht es los, durch strömenden Regen und die Nacht, gen Westen, nach Serrita, zur Missa do Vaqueiro.

Die Busfahrt von Recife in die Kleinstadt im brasilianischen Sertão dauert eigentlich neun Stunden. Doch nach etwa drei Stunden halten wir irgendwo in der Dunkelheit an. Am Straßenrand stehen mehrere Frauen, Männer und ein paar Kinder mit Reisegepäck. Ihre Gesichter erleuchten im Warnblinkerrhythmus des Reisebusses, der sich etwa eine Stunde vor uns, auf den Weg nach Exu gemacht hat und wegen eines Motorschadens liegen geblieben ist. Wir nehmen die Reisenden mit bis in die nächste Stadt, wo ein Ersatzbus auf sie wartet. Auf meinem Schoß liegen die Beine eines kleinen Jungen, der nach mehreren Minuten die bequemste Schlafposition auf seiner Mutter und mir gefunden hat. Die Klimaanlage bläst mir ins Gesicht. Sie ist zu kalt eingestellt. Ich stopfe ein Taschentuch in das Gebläse über mir, das sich anders nicht schließen lässt und schlafe ein. Brasilianische Reisebusse sind sehr komfortabel, denn in den meisten Regionen sind sie noch immer das wichtigste Verkehrsmittel. Am Sitz des Vordermanns ist im Fußbereich eine Beinlehne angebracht, die Rückenlehne erreicht fast die Horizontale, die Sitze sind bequem. Doch bei Fahrten von mehreren Stunden wird selbst die Reise im komfortabelsten Bus auf Dauer anstrengend. Nach mehreren Zwischenstopps in den Kleinstädten, die auf unserer Reiseroute liegen, kommen wir bei Sonnenaufgang in Serrita an. Bem Vindo a Capital do Vaqueiro steht in riesigen Lettern auf einem Torbogen am Stadteingang: Herzlich Willkommen in der Hauptstadt der Cowboys.

3.1 Serrita

Es ist 05:30 Uhr und ich stehe mit meinem Rucksack auf einem kleinen Platz im Zentrum der Kleinstadt. Auf den ersten Blick sehe ich kein Hotel und alle Versuche vorab ein Zimmer zu organisieren sind gescheitert. Ich spreche den einzigen Reisenden an, der mit mir ausgestiegen ist. Sein Name ist José, er ist 24 Jahre alt und wegen der Missa do Vaqueiro nach Serrita gefahren, um seine Familie und alte Schulfreunde zu besuchen. „Das ist die

einzige Zeit im Jahr, wo hier was los ist", erklärt er mir. José bringt mich ins Hotel Serrita. Hier werde ich die nächsten Tage wohnen.

Zum Mittagessen gehe ich ins `Restaurante do Mathias´. Hier arbeiten fünf Frauen. Es gibt fünf Tische und die Wahl zwischen Hühnchen oder Rind. Dazu werden die klassischen Beilagen serviert: Reis, Bohnen, Spaghetti, Couscous und Tomaten-Zwiebel-Salat. Die Langeweile steht allen Angestellten ins Gesicht geschrieben. Die Frauen erwecken den Eindruck als suchten sie eine Alibi-Beschäftigung, um die Zeit bis zum Feierabend zu überbrücken. Die Tische werden ein- und wieder abgedeckt und zwei Mal innerhalb kürzester Zeit abgewischt, der saubere Kühlschrank ausgeräumt, gewischt und wieder präzise in der gleichen Reihenfolge eingeräumt. Ich bin der einzige Gast und etwas verwundert über den Arbeitseifer. Das Essen ist einfach, aber gut. „Bist du der Freund von José?", fragt mich die Chefin, als ich bezahle. „Welcher José?", erkundige ich mich. „Na José, der Sohn von Zé dem Zigeuner, ihr seid doch heute Morgen aus Recife gekommen", so die Chefin. Ich stelle fest, wie klein Serrita wirklich ist. Wenig später treffe ich auch José wieder, der mir von seiner Heimatstadt, dem Leben und den Schwierigkeiten der Sertanejos erzählt.

Erst kürzlich hat der Bürgermeister eine neue Verordnung für die Gemeinde Serrita durchgesetzt, die es ermöglicht den staatlich vorgeschriebenen Mindestlohn von 622 Reais gestaffelt auszuzahlen. Das heißt jedoch nicht, dass eine Angestellte, oder ein Arbeiter auch tatsächlich den gesamten Mindestlohn erhalten. Sie bekommen über das ganze Jahr verteilt einfach weniger Mindestlöhne bezahlt, sodass sie im Endeffekt für 200 Reais im Monat arbeiten. Das sind nach dem aktuellen Wechselkurs etwa 80 Euro. Wie es die Menschen schaffen von so wenig Geld zu leben ist mir immer wieder ein Rätsel. Doch egal wen man fragt, man erhält fast immer die gleiche Antwort. Es sei schwer über die Runden zu kommen, aber es ginge schon irgendwie. Aus diesen Gründen sieht auch José für sich in Serrita keine Zukunft. Seit vier Jahren lebt er in Recife und studiert Biochemie, ein Studiengang der nur in der 600 Kilometer entfernten Stadt angeboten wird. „Wer sich weiterbilden möchte und sich persönlich weiterentwickeln will ist dazu gezwungen in die Hauptstadt zu gehen", erklärt er. José wäre gerne öfter zu Hause bei seiner Familie und seinen alten Freunden. Er fühlt sich seiner Heimat und der cultura sertaneja sehr verbunden: „Unsere Kultur ist geprägt von Wehmut, Freude, Leid, Hunger, Trockenheit und politischer Vernachlässigung. Es ist ein hartes und schwieriges Leben. Das spiegelt sich in der Musik, dem Handwerk und im Alltag wider und schweißt die Menschen hier zusammen. Unsere Kultur ist unsere Identität, " sagt José. Zu dieser Kultur zählen auch die Cowboys des Nordostens, wegen denen ich nach Serrita gekommen bin. In den nächsten Tagen werden Hunderte Vaqueiros aus dem

Sertão in die Kleinstadt kommen, um gemeinsam die Missa do Vaqueiro zu feiern.

3.2 Der Stein, der alles ins Rollen brachte

Ihre Jacken, Hosen, Schürzen, Hüte, Handschuhe und Stiefel sind aus Leder. Wie eine zweite Haut bedeckt die Ausrüstung den ganzen Körper und schützt die Männer vor der brennenden Sonne und der Caatinga, dem `weißen Wald´, wie die Tupi Indianer die Vegetation des Sertão mit ihren Dornensträuchern und Kakteen tauften. Während der Trockenzeit verlieren hier fast alle Pflanzen ihre Blätter. Die Äste und Zweige der Sträucher trocknen aus, verfärben sich und überziehen die Landschaft mit einem weiß-silbrigen Schimmer. An manchen Orten sehen die Büsche aus, als würden sie bei der leichtesten Berührung zu Staub zerfallen. Im Umland von Serrita gibt es nur wenige Berge, der Horizont erscheint endlos und unerreichbar fern. Nachts kann man hier mit bloßem Auge die Milchstraße sehen. Tagsüber reflektiert der steinige Boden die Sonne, dass einem das Atmen schwerfällt. Einen schattigen Platz zu finden ist nicht leicht, weit und breit ist kein einziger Baum zu sehen. Während der Regenzeit zwischen Oktober und Februar sollte es hier eigentlich regnen. Doch der letzte nennenswerte Niederschlag, der die Pflanzen und Sträucher in der Region zum Blühen brachte, liegt schon fast zwei Jahre zurück. Die Flussbetten und Bäche sind ausgetrocknet, die Erde wie ein Puzzle von Tausenden Rissen durchzogen. Hier, in der trockenen Steppe des Nordostens, ist die Heimat der Vaqueiros, der Cowboys des Sertão.

Das Leben der Vaqueiros ist hart, ihr Job gefährlich und schlecht bezahlt. Viele sind es nicht mehr. „Hier in der Region gibt es noch etwa 400 Vaqueiros“, weiß Júlio do Queira, der Präsident der Cowboyvereinigung von Serrita. Ihre Hauptaufgabe hat sich in den letzten Jahrzehnten nicht geändert. Sie kümmern sich um die Rinder und die Viehherden. Doch es gibt nicht mehr so viel Arbeit wie früher. Die großen Viehherden sind selten geworden. Die Tierhaltung und die Tierzucht haben sich geändert. „Herden, die frei in der Caatinga umherlaufen, gibt es nicht mehr. Die Tiere werden nur noch auf umzäunten Weiden gehalten,“ erklärt Válirio Luciano Lucena, der schon sein ganzes Leben als Vaqueiro im Nordosten Brasiliens arbeitet. Früher waren die Cowboys oft tagelang mit ihren Pferden in den Weiten des Sertão unterwegs, haben die Herden begleitet und zusammengehalten, sie von Weide zu Weide geführt und im Freien geschlafen. Die Rinder gehörten reichen Landwirten und Großgrundbesitzern. Je nach Größe der Herden und ihrer Ländereien beschäftigten sie einen oder mehrere Vaqueiros auf ihrer Fazen-

da. Heute arbeiten nur noch die wenigsten Cowboys auf einer großen Farm, da es kaum noch größere Zuchtbetriebe gibt. Schon lange ist der Sertão als traditionelle Rinderzuchtregion von anderen, ertragsreicheren Gebieten, mit leichteren Haltungsbedingungen abgelöst worden. Zu unbeständig sind die Niederschläge im Nordosten, es gibt zu wenig Futter und viel zu wenig Wasser. Zu hoch ist das Risiko Herden während einer langen Dürreperiode zu verlieren. Die größten Weideflächen für Rinder befinden sich heute im Süden, im Südosten und im Westen Brasiliens.

Viele Cowboys des Sertão gehen inzwischen zusätzlichen Tätigkeiten nach, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Vaqueiro ist keine offiziell anerkannte Berufsbezeichnung. „Vaqueiro zu sein war früher ein guter und ehrenvoller Beruf. Von vier neugeborenen Kälbern durfte der Vaqueiro eines behalten, die restlichen blieben bei den Landwirten," erklärt Júlio do Queira das ehemalige Entlohnungssystem. Über einen längeren Zeitraum hinweg hatte so jeder die Möglichkeit eine eigene kleine Rinderherde aufzubauen und von den Tieren gut zu leben. Noch immer gibt es einige Fazendeiros, die auf ihren Ländereien Vaqueiros beschäftigen. Aber die Arbeitsbedingungen haben sich verschlechtert, die Vaqueiros in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr Rechte und Privilegien eingebüßt. „Heute bekommen sie für die gleiche Arbeit nur noch ein kleines Gehalt und die Rinder bleiben bei ihren Besitzern. Damit kann man sich nur schwer eine eigene Existenz aufbauen," fährt der Präsident der Vaqueirovereinigung fort. Einige würden sogar unentgeltlich arbeiten. „Wir veranstalten regelmäßige Treffen, sprechen über unsere Probleme und versuchen unsere Rechte wieder zu stärken. Veranstaltungen wie die Missa do Vaqueiro sind dabei sehr wichtig für uns," erzählt Júlio do Queira, der die Messe mit veranstaltet.

Als Cowboy arbeitet man nicht, um reich zu werden. Für die meisten ist es eine Berufung und eine Leidenschaft. „Als Vaqueiro wird man geboren", sagt Válirio Luciano Lucena während ihm Júlio do Queira nickend zustimmt: „Mein Urgroßvater, mein Großvater und mein Vater waren schon Vaqueiros. Die Landwirtschaft hat mich nie besonders interessiert. Mein ganzes Leben lang habe ich gegen die Natur und für das Vieh gekämpft." Die Tradition wird seit vielen Generationen von den Großvätern und Vätern an ihre Söhne weitergegeben. Und damit ihre Lebensweise, ihre Lieder und Gedichte, ihr strenger Glaube, ihr Stolz und natürlich ihre Geschichten. So auch die Geschichte von Raimundo Jacó.

Es ist der 8. Juli 1954, als Raimundo Jacó nicht wie vereinbart auf die Fazenda Lajes, wo er arbeitete, zurückkehrt. Am Vorabend ritt er gemeinsam mit dem Vaqueiro Miguel Lopes aus, um einen Bullen, der sich in der Caatinga verlaufen hatte, zu seiner Herde zurückzuholen. Der Bulle gehörte dem Landwirt für den Miguel Lopes arbeitete, doch dieser hatte es nicht

geschafft ihn alleine zu fangen und auf die Fazenda zurückzubringen, weshalb Jacó darum gebeten wurde zu helfen. „Raimundo Jacó war ein furchtloser und kühner Cowboy. Er nahm es mit den größten und aggressivsten Bullen in der Caatinga auf," erzählt Thiago Câncio, Historiker und Kulturbeauftragter der Gemeinde Serrita. Jacó hatte die schönsten Frauen, war mutig, erzählte die besten Geschichten von seinen abenteuerlichen Ausritten, er war fleißig und bei den Landwirten sehr beliebt. Jeder kannte ihn in der Region zwischen Serrita und Exu. Man sagte ihm nach, er könne mit seinem aboio, einer Mischung aus Ruf und Gesang, den die Vaqueiros nutzen, um das Vieh anzulocken und es zu beruhigen, alle Rinder bis auf wenige Meter zu sich rufen. Immer habe er gewusst, wo sich die Tiere in der Weite der Caatinga aufhielten, wo sie fraßen, weideten und schliefen. Raimundo Jacó war ein Held, zu dem viele aufsahen. Und er hatte Neider.

Am Abend des gleichen Tages kehrt Miguel Lopes alleine auf die Fazenda zurück und behauptet, er und Raimundo hätten sich schon zu Beginn ihres Ausritts getrennt, um nach dem entlaufenen Bullen zu suchen. Der Landwirt und die Vaqueiros auf der Fazenda sind besorgt, als am Abend Jacós Pferd alleine zurückkehrt. Es war kein Geheimnis, das es zwischen Lopes und Jacó häufig zum Streit kam. Bei Sonnenaufgang beginnen sie sofort mit der Suche nach ihm. In der Nähe einer kleinen Talsperre finden sie Jacó wenig später, von Geiern umzingelt, regungslos auf dem Boden liegend. Der entlaufene Bulle steht angebunden im Unterholz. Am Hinterkopf hat Jacó eine tiefe Wunde. Neben der Leiche finden sie einen blutverschmierten Stein, das einzige Indiz, das für eine Gewalttat sprechen würde. Der Verdacht fällt sofort auf Miguel Lopes, doch der streitet vehement ab, etwas mit dem Tod Jacós zu tun zu haben. Aber weshalb sollte Jacó den Bullen anbinden und danach in unmittelbarer Entfernung tödlich verunglücken? Ist sein Pferd durchgegangen, das er schon seit Jahren ritt? Es gibt keine eindeutigen Spuren. Nur den blutverschmierten Stein, der neben dem leblosen Körper liegt. War es vielleicht doch ein unglücklicher Sturz? Die Ermittler finden keine Abwehrspuren, die auf einen Kampf hinweisen würden. Am Fundort sind keine verdächtigen Huf- oder Fußspuren. Die Beweise reichen nicht aus, um Miguel Lopes einen Mord nachzuweisen und ihn hinter Gitter zu bringen. Vieles spricht dafür, dass Jacó umgebracht wurde, aber „bis heute wurde nicht geklärt, ob es Mord war, oder doch ein tragischer Unfall," erzählt Thiago Câncio. Die Geschichte spaltet die Vaqueiros noch heute, doch die Mehrheit ist davon überzeugt, dass der mutige Vaqueiro von Miguel Lopes aus Neid getötet wurde.

Raimundo Jacó wird an der gleichen Stelle begraben, wo er tot aufgefunden wurde. In den Folgejahren wird er zum Mythos. Die Vaqueiros und Sertanejos verehren ihn postum für seinen Mut, seine Liebe und Hingabe

zum Sertão. Sein Grab wird zu einer Pilgerstätte. Viele seiner Bewunderer sprechen von Wunderheilungen und lang ersehnten Wünschen, die in Erfüllung gingen, nachdem sie sein Grab besucht hatten. Anfang der 1970er Jahre wird in Gedenken an Raimundo Jacó von dem Priester João Câncio und dem berühmtesten Musiker der Region, Luiz Gonzaga, dem Cousin Jacós, die Missa do Vaqueiro ins Leben gerufen. Zu dem Gottesdienst kommen jedes Jahr im Juli Hunderte Vaqueiros aus dem Sertão zusammen.

Vaqueiros sind streng gläubig. „Sie leben gefährlich. Früh morgens geht die Arbeit los, bis sie erledigt ist. Es gibt häufig Unfälle, Stürze, riskante Bullenjagden. Manchmal kommt ein Vaqueiro abends nicht mehr nach Hause," erklärt Thiago Câncio. Deshalb ist ihr Glaube an Gott und ihr Glaube an Nossa Senhora Aparecida, der Schutzpatronin der Vaqueiros, sehr stark. „Sie beten, bevor sie ins Bett gehen, nachdem sie aufgestanden sind und wenn sie in die Caatinga ausreiten," so der Kulturbeauftragte. Und deshalb ist auch die Missa do Vaqueiro für sie ein wichtiges Ereignis.

3.3 Die Missa do Vaqueiro

Als ich abends nach meinem Interview mit Thiago Câncio, dem Kulturbeauftragten Serritas, zurück ins Hotel komme, habe ich in meinem Zimmer überraschend Besuch bekommen. Jesús ist Fotograf aus São Paulo und arbeitet an einer Fotoreihe über brasilianische Mythen. Da Serrita völlig überlaufen ist und es nur wenige Hotels gibt, teilen wir uns das Zimmer für die nächsten Tage. Wir beschließen am nächsten Morgen nach dem Frühstück gemeinsam auf die Fazenda zu fahren, wo die Missa do Vaqueiro stattfinden wird, um uns einen Überblick zu verschaffen.

Die Fahrt dauert etwa eine halbe Stunde. Auf dem riesigen Gelände reiht sich eine Imbissbude an die andere. Hinter der Rodeowettkampfanlage liegt ein Campingplatz. Neben jedem Zelt steht ein Auto mit offenem Kofferraum und aus jedem Zweiten wummert laut Forró und Brega, ein Musikstil vergleichbar mit einer Mischung aus Florian Silbereisen, Scooter und Eros Ramazzotti. Bier und Schnaps sind die beliebtesten Getränke. Ohne wäre die Musik auch nicht auszuhalten. Einige Camper haben große Planschbecken zwischen den Zelten aufgestellt, sitzen im Wasser und lassen sich dabei langsam volllaufen. Aus dem traditionellen Gottesdienst ist schon längst ein großes Volksfest geworden. Vier Tage lang gibt es auf dem Veranstaltungsgelände Rodeo, Livemusik und Gegrilltes. Sonntags findet zum Abschluss die Messe der Vaqueiros unter freiem Himmel statt.

Die Vaqueiros haben auf der Fazenda einen eigenen Bereich zugeteilt bekommen. Unweit der großen Hauptbühne treffen sie sich in einer großen

Lehmhütte zum gemeinsamen Mittagessen. Die einzigen Frauen die ich sehe, arbeiten in der Küche und geben das Essen aus. Vaqueiros sind eine reine Männergesellschaft. Die Jüngsten sind noch keine zwanzig, die Ältesten über achtzig Jahre alt. Neben der Hütte stehen Dutzende Pferde, die an einem Holzzaun angebunden sind. Fremde sind in diesem Teil des Geländes nicht gerne gesehen. Die Vaqueiros sind wie eine große Familie. Nur die wenigsten mischen sich im Laufe des Nachmittags unter die Besucher des Volksfestes. Sie bleiben unter sich. Viele haben sich seit Langem nicht mehr gesehen. Neuigkeiten werden ausgetauscht, Geschichten erzählt, Lieder gesungen und neue Narben begutachtet. Ohne ihre Lederausrüstung wären die Cowboys in der Caatinga aufgeschmissen. Doch auch die dicksten Lederjacken und Lederhosen schützen nicht immer vor den langen, spitzen Stacheln des Dornengestrüpps, den Kakteen und den Stürzen, von einem Pferderücken auf den steinigen Boden. Die Sonne hat sich über viele Jahre in die Haut der Männer gefressen und tiefe Furchen in ihre Gesichter gebrannt. Die Haut der älteren Vaqueiros wirkt nahezu ledrig, ihre Hände sind von der jahrelangen Arbeit gezeichnet. Manchen fehlen Fingerkuppen, andere haben ganze Finger in der Trockensteppe verloren. Die Caatinga hat auf den meisten Körpern der Vaqueiros ihre Spuren hinterlassen. Das harte Leben ist ihnen anzusehen. Gleichzeitig strahlen sie eine tiefe innere Ruhe und Zufriedenheit aus. Die Cowboys sind äußerst charismatisch und fotogen. Sie ziehen alle Blicke auf sich. Voller Stolz reiten sie über das Gelände. Unter ihnen sind auch gute Repentistas, die die Tradition der Improvisationskunst pflegen. Auf Zuruf der Festbesucher liefern sie kleine Showeinlagen, improvisieren und freestylen einige Takte zu vorgegebenen Begriffen. Sie genießen es sichtlich im Mittelpunkt zu stehen.

Die Vaqueiros sind die heimlichen Stars unter den verschiedenen Gruppen, die sich im Parque Estadual João Câncio, dem Veranstaltungsgelände, an diesem Wochenende treffen. Der Park ist nach Thiago Câncios Vater, dem ehemaligen katholischen Priester Serritas benannt. Nach Thiagos Geburt hat er auf Drängen der katholischen Kirche zum Architekten umgeschult. Die Besucher sind zum Feiern, Trinken und Tanzen gekommen. Eine weitere Gruppe sind die Sportler, die sich mit den wilden Bullen in der Wettkampfarena messen. An den ersten beiden Tagen steht ein großes Rodeoturnier im Mittelpunkt des Events. Bei der Veranstaltung müssen die Sportler schnellstmöglich einem freigelassenen Bullen hinterher reiten, ihn am Schwanz packen und dann in einer markierten Zone zu Boden werfen. Rodeo ist Sport und Show. Die Teilnehmer sind aus dem ganzen Nordosten angereist. Doch die Begeisterung der Zuschauer hält sich in Grenzen. Nur eine handvoll Besucher schaut sich das Spektakel an. Keiner der Vaqueiros nimmt an dem Wettkampf teil. Sie warten auf die Pega de Boi, die traditionelle Bullenjagd

in der Caatinga, die samstags vor dem Gottesdienst stattfindet.

Die Sonne brennt den ganzen Tag vom Himmel und bringt die Luft über dem steinigen Boden zum Flimmern. Keine einzige Wolke ist zu sehen. Pünktlich um 18 Uhr geht die Sonne unter und lässt den Horizont in einem tiefen Rot erleuchten. Nach einem langen Tag in brütender Hitze fühlen sich die abendlichen 15 Grad recht kühl an. Die Temperaturschwankungen hier im Herzen des Sertão sind groß. Wie in Wüstenregionen sind die Tage heiß und die Nächte verhältnismäßig kalt. Die Missa do Vaqueiro ist das größte Ereignis des Jahres, das sich niemand aus der Region um Serrita entgehen lässt. Am Abend füllt sich der Parque Estadual mit Tausenden Besuchern, die zu den Konzerten kommen. Nach dem Abendessen fahre ich mit Jesús zurück nach Serrita. Der Tag war lang und anstrengend, das Abendessen keine gute Idee.

Eine unangenehme Magenverstimmung zwingt mich am nächsten Tag in Serrita zu bleiben. Jesús hat es auch erwischt und aus unserem Hotelzimmerchen, das keine Fenster hat, wird an diesem Freitag eine kleine Krankenstation. Bis auf die Bands, die am Abend spielen, gleicht das Programm dem des Vortages. Viel versäumt haben wir also nicht, als wir samstags nach einem Ruhetag wieder in den Parque Estadual fahren. Ein paar neue Gesichter haben sich unter die Cowboys gemischt. Vicente ist der berühmteste Vaqueiro an diesem Wochenende. Es dauert fast den ganzen Vormittag, bis er Zeit für ein kurzes Gespräch hat. Ich treffe ihn am Denkmal von Raimundo Jacó, das sich im Zentrum des Parque Estadual befindet. „Ich bin nicht geboren, um auf dem Feld zu arbeiten, oder in einem normalen Beruf," so Vicente, der wie sein Vater sein ganzes Leben als Cowboy in der Caatinga gearbeitet hat. „Hier wo wir jetzt stehen, wurde er angeblich umgebracht", erzählt Vicente Jacó. „Angeblich?", frage ich ihn zurück. „So erzählen es zumindest die Leute," entgegnet er. Aber er sei sich sicher, dass Miguel Lopes seinen Vater umgebracht habe. Vicente ist der Sohn von Raimundo Jacó, zu dessen Ehren die Missa do Vaqueiro alljährlich stattfindet. Seinen Vater kenne er nur aus Erzählungen. „Ich kann mich an ihn nicht mehr erinnern. Als er starb, war ich gerade anderthalb Jahre alt," erzählt er mir. Der ganze Wirbel um Raimundo Jacó interessiere ihn nicht besonders. Die älteren Vaqueiros haben ihn alle besser gekannt als er, der immer nach ihm gefragt werden würde. Besonders gläubig sei er nicht, aber zur Missa komme er trotzdem gerne. Keine Einzige habe er bisher versäumt. Für ihn sei der eigentliche Höhepunkt des Wochenendes aber die Pega do Boi, die in wenigen Minuten beginnen soll. Vicente zieht sich seinen Lederhut tief ins Gesicht, schwingt sich auf sein Pferd, verabschiedet sich und reitet mit seinem Sohn Damião zu dem Treffpunkt für die bevorstehende Bullenjagd.

Bevor es losgeht, müssen alle Vaqueiros eine kleine Teilnahmegebühr

zahlen und versammeln sich vor den Zelten des Veranstalters. Die Szenerie ist besser als in jedem Western. Hundert, vielleicht zweihundert Cowboys, alle in traditioneller Lederausrüstung, reiten auf engstem Raum wild durcheinander. Die Pferde wiehern und wirbeln mit ihren Hufen den Staub vom trockenen Boden auf. Im Hintergrund der blaue Horizont des Sertão. Einige Vaqueiros lassen eine Flasche Cachaça in der Runde kreisen, die zuvor mit dem Mund entkorkt wurde. Thiago Câncio, der Organisator der Pega de Boi, greift zum Mikrofon und erklärt kurz vor Beginn den Ablauf. Beim `Bullenfangen´ werden mit zwei Transportern mehrere Jungbullen in der Caatinga ausgesetzt. Etwa eine halbe Stunde später reiten die Vaqueiros los und versuchen die Bullen in dem dichten Dornengestrüpp zu fangen. Die Gewinner werden in verschiedenen Altersklassen ermittelt. Wer zuerst mit einem der Bullen zum Startpunkt zurückkehrt, erhält einen Geldpreis. Bei der Jagd nach den jungen Rindern geht es um Schnelligkeit und Geschicklichkeit.

Ich klettere auf einen der beiden Transporter und fahre mit in die Caatinga hinaus. Es geht querfeldein über hügelige Weiden, durch ein trockenes Flussbett und dann über einen breiten Trampelpfad mitten durchs Unterholz. Die Äste knarzen und knacken laut, als sie von allen Seiten gegen den LKW schlagen, der sich seinen Weg durch ein Wäldchen aus vertrockneten Bäumen und Dornenbüschen bahnt. Ich stelle mich schnell auf die Anhängerkupplung und halte mich an den Holzplanken des Aufbaus fest, in dem die Rinder transportiert werden. Ein paar andere Fahrgäste, die mit auf dem Dach des Transporters saßen, retten sich zu den Jungbullen auf die Ladefläche, um sich die Arme nicht noch weiter aufzureißen, oder während der Fahrt an einem Ast hängen zu bleiben. Nach langen zwanzig Minuten sind wir schließlich weit genug in der Caatinga, die Bullen werden freigelassen und ins Dickicht getrieben.

Auf dem Rückweg halten wir am Ausgang des Dornenwäldchens, als uns die ersten Vaqueiros entgegengaloppiert kommen. Sie sitzen nicht aufrecht auf ihrem Pferd, sondern liegen flach an den Rücken geschmiegt auf ihnen. Die Hüte tief in die Stirn gezogen, ihre Hände durch dicke Handschuhe aus Leder geschützt, reiten sie in vollem Tempo durch die Caatinga auf der Suche nach den Bullen. Eine Stunde dauert die Pega de Boi, bis alle Tiere eingefangen sind. Erst dann kehren auch wir wieder zurück und werden ein weiteres Mal auf der Ladefläche des Transporters durchgeschüttelt. Die zwei Stunden unter freiem Himmel rächen sich mit einem Sonnenbrand, den ich noch Monate später sehen werde. Ich fühle mich, als hätte ich selbst an der Pega de Boi teilgenommen. Wir entscheiden uns heute in Serrita zu essen, gehen zur Bundesstraße und suchen uns eine Mitfahrgelegenheit zu unserem Hotel.

Sonntag. Der Wecker klingelt um sechs Uhr morgens. Schon jetzt sind es

fast 30 Grad. Couscous, Café, Sachen packen und dann geht es wieder los. Um acht Uhr versammeln sich alle Vaqueiros etwa einen Kilometer vor dem Festgelände. Zum bevorstehenden Gottesdienst sind noch mehr gekommen, als am Vortag. Hunderte Cowboys formieren sich und reiten in Zweierreihen langsam auf das Gelände des Parque Estadual João Câncio. Vicente Jacó reitet an der Spitze der Prozession. Mit seiner linken Hand führt er die Zügel seines Pferdes, in seiner rechten Hand, die er in den Himmel streckt, hält er eine kleine blaue Heiligenfigur. Es ist die Schutzpatronin der Vaqueiros, Nossa Senhora Aparecida. Die Vaqueiros läuten mit kleinen Kuhglocken, singen aboios, oder blasen in ihre Hörner, die einen sonoren Klangteppich unter die Hufschläge auf der asphaltierten Straße legen. Der Platz vor dem Altar ist für die Vaqueiros reserviert. Am Rand des riesigen, hufeisenförmigen Platzes, auf dem die Missa do Vaqueiro stattfindet, haben sich Tausende Gläubige und Schaulustige versammelt. Der Diözesanbischof von Salgueiro, Dom Magnus Henrique Lopes, liest die Messe. Es ist ein Gottesdienst, wie jeder andere, in dem der Bischof Gottvertrauen predigt und den Herrn um seine schützende Hand für die Vaqueiros und alle Sertanejos bittet. Nur die Teilnehmer verleihen der Veranstaltung etwas Mystisches. Die Vaqueiros geben dem Sertão und der cultura sertaneja ein unverwechselbares Gesicht.

Als das letzte Amen verklungen ist, drehen die ersten Camper ihre Anlagen und Schnapsflaschen wieder auf. Die Party geht weiter, während sich die meisten Cowboys bereits in alle Himmelsrichtungen verteilen und langsam die Heimreise antreten. Ich tue es ihnen gleich, drehe eine letzte Runde über das Gelände und verabschiede mich von meinen Gesprächspartnern, bevor ich ins Hotel Serrita zurückfahre, um mein Gepäck für den Rückweg zu holen. Ich muss zurück nach Recife. Die nächsten vier Wochen werde ich beim Jornal do Commercio hospitieren.

4. Jornal do Commercio

Die ersten Wochen meines Rechercheaufenthaltes verbringe ich in Recife, der Hauptstadt Pernambucos. Ich wohne in Torre, einem Viertel, das seinem Namen alle Ehre macht. Hier reiht sich ein Hochhaus an das andere und man findet nahezu keine Straße in der nicht mindestens ein neuer Wolkenkratzer mit 20 bis 30 Stockwerken gebaut wird. Es sind genau 6,5 Kilometer zu meiner Arbeit, beim Jornal do Commercio. 5,7 Kilometer fahre ich davon mit dem Bus, die letzten 800 Meter gehe ich zu Fuß. Das weiß ich deshalb so genau, weil ich es nachgeschaut habe, gleich am ersten Tag meines Praktikums, als ich morgens fast 45 Minuten zu spät in die Redaktion komme, da die Busfahrt 90 Minuten dauerte. Dies war in den folgenden Wochen nicht

die Regel, aber auch kein Einzelfall. Es ist so voll auf Recifes Straßen, dass man auf knappen sechs Kilometern Fahrt schon mal ein ganzes Fußballspiel im Miniradio seines Sitznachbarn mithören kann.

In der ersten Woche beim Jornal do Commercio hospitiere ich in der Redação Internacional, übersetze kurze Texte, schaue den Redakteuren bei ihrer Arbeit über die Schulter und schreibe einen Artikel über britisches und deutsches Waffenrecht. Der Auslöser dafür war das Kinomassaker in Aurora in den Vereinigten Staaten. Die Arbeitsatmosphäre ist entspannt, Stress ist ein Fremdwort für die Redakteure und Reporter – die internationale Redaktion arbeitet überwiegend mit Agenturmaterial.

In der zweiten Woche wechsle ich in die Lokalredaktion. Schon auf dem Weg zur Arbeit werde ich mit zwei der beliebtesten Themen der Redação Cidades konfrontiert: dem Verkehrschaos in Recife und dem ungeschlagenen Thema Nummer eins in nahezu allen brasilianischen Medien – einem leidigen und omnipräsenten Thema, das auch in regelmäßigen Abständen für Schlagzeilen in der internationalen Presse sorgt – die unaufhörliche Gewalt und Kriminalität in Brasilien.

Wie immer fährt der Bus an diesem Morgen durch stockenden Verkehr, bis dieser an der Praça do Derby, im Zentrum Recifes, völlig zum Erliegen kommt. Die Spur stadtauswärts ist gesperrt. Hunderte Schaulustige blockieren eine Straßenkreuzung. Die Polizei versucht sie bestmöglich zurückzudrängen. Assalto – ein Überfall, ruft der Busfahrer einem der Fahrgäste zu. Zwei Krankenwagen schieben sich langsam durch die Menschenmassen vor eine kleine Apotheke, die ein beliebtes Ziel für Überfälle sind. Wird nicht genügend Geld erbeutet, können die Medikamente gewinnbringend weiterverkauft werden. Verletzte oder gar Todesopfer gibt es auf den ersten Blick nicht zu sehen. Bilder wie diese werden mich in den nächsten fünf Tagen von morgens bis abends direkt, oder indirekt begleiten. Es gibt keinen Tag an dem die Lokalredaktion nicht über einen Überfall, Gewalttaten, oder einen neuen Mord im Großraum Recife berichtet. Die fehlende Sicherheit ist nach wie vor eines der größten Probleme in brasilianischen Großstädten.

Jorge, Hélia, Marcela, Alana, Bernardo und Simone sind Reporter in der Redação Cidades, der Lokalredaktion. Eine Woche begleite ich sie bei ihrer Arbeit. Wir fahren zu Streiks des öffentlichen Dienstes, Streiks der Zivilpolizei und des Bundesgrenzschutzes am Flughafen in Recife. Ich begleite die Reporter in Krankenhäuser, zu Schauplätzen von Überfällen und auf Pressekonferenzen. Dabei fällt mir immer wieder auf, wie leicht es ist, in Brasilien Gesprächspartner zu finden. Ich muss mich während der gesamten Zeit kein einziges Mal ausweisen, nicht bei der Polizei, nicht in einer Schule, im Rathaus, oder im Regierungspalast beim Gouverneur von Pernambuco.

Die dritte Woche verbringe ich in der Politikredaktion. Das dominierende

Thema ist der Wahlkampf, denn am 7. Oktober 2012 werden in Brasilien alle Bürgermeister und Stadträte neu gewählt. In Brasilien ist der Straßenwahlkampf gerade auf vollen Touren und die Kandidaten sind der Überzeugung je lauter ihre Wahlsongs in den Straßen ertönen und je wilder ihre Wahlkampfhelfer durch die Straßen ziehen, desto größer seien ihre Chancen auf die heiß begehrten Ämter der Vereadores, der Stadtratverordneten.

In der letzten Woche hospitiere ich beim TV Jornal Mais des Fernsehsenders SBT und bin gemeinsam mit Jonnath Monteiro, einem jungen Reporter aus Caruaru, im Reportagewagen unterwegs. Die Themen sind bunt gemischt. Natürlich werden für das Morgenmagazin gerne Beiträge über die Gefahren im Straßenverkehr und Überfälle gemacht. Aber wir machen auch kurze Portraits von Personen und Beiträge über gesellschaftskritische und soziale Themen. Die Berichterstattung ist jedoch sensationalistischer als ich es von den öffentlich rechtlichen Sendern in Deutschland gewohnt bin.

5. Handkuss

Er trägt einen schwarzen Anzug, ist hager, hat gewelltes, zurückgegeltes Haar und auf seiner Nase sitzt ein 1970er Jahre Brillenmodell, das ihm viel zu groß ist. Sie rutscht ständig, sodass er die Brille mit seinem drahtigen Zeigefinger immer wieder zurückschiebt. Seine Gesichtszüge und Gestiken wirken kindlich und seine Anwesenheit und Wichtigtuerei sind nur schwer erträglich. Er verschwindet durch eine kleine Tür hinter der brasilianischen Flagge und kommt wenig später schnellen Schrittes zurück. In seinen Händen hält er eine große Torte die er mit Inbrunst und minutiös auf dem Tisch vor der Flagge, im Foyer des pernambucanischen Regierungspalasts positioniert. Doch im Laufe der nächsten zwei Stunden sollte ich den Wichtigtuer fast vergessen, denn es ist erst der Anfang eines skurrilen Zeremoniells, das ich so zuvor noch nicht gesehen hatte.

Beija-mão, zu Deutsch Handkuss, ist eine Tradition, die sich in Brasilien seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts konserviert hat - damals als der portugiesische Königshof nach dem Einmarsch Napoleons in Portugal, nach Brasilien übersiedelte. Noch heute wird die Tradition des Beija-mão von brasilianischen Politikern gepflegt.

Eduardo Campos, der Gouverneur von Pernambuco, was mit einem deutschen Ministerpräsidenten zu vergleichen ist, lässt auf sich warten. Die Schlange vor dem Regierungspalast wird im Laufe des Vormittags immer länger. Alle Wartenden haben sich in Schale geschmissen, um dem Geburtstagskind zu gratulieren. Heute wird der Politiker der Partido Socialista Brasileiro 47 Jahre alt. Campos ist in Pernambuco äußerst populär. Seit fünf

Jahren bekleidet er das höchste Amt in dem kleinen Bundesland.

Gemeinsam mit den Gratulanten versammelt sich die Presse im Foyer. Ich begleite einige Reporter aus der Politik- und der Lokalredaktion, außerdem sind noch zwei Fotografen des Jornal do Commercio dabei. Weshalb wir zu siebt, in zwei Autos kommen, erschließt sich mir anfangs nicht ganz. Es ist schließlich nur Campos Geburtstag. Irgendwann geht es dann plötzlich los. Der kleine Wichtigtuer tuschelt kurz mit zwei Sicherheitsmännern, geht dann zur Tür neben der pernambucanischen Flagge, öffnet sie, Eduardo Campos betritt das Foyer und stellt sich dem Blitzlichtgewitter der Fotografen, wie ein Hollywoodstar bei der Oscarverleihung.

Und dann immer schön der Reihe nach. Jeder der anwesenden Gäste schüttelt Eduardo Campos die Hand und lässt sich mit ihm fotografieren. Die Schlange der Wartenden in der Eingangshalle wird jedoch nicht kürzer, sondern länger. Inzwischen stehen die Ersten sogar unter dem Vordach des Regierungspalastes. Einige haben kleine Geschenke dabei, andere Blumen, oder einfach nur ihre Digitalkamera für ein schnelles Foto mit der Politprominenz.

Früher konnten die Untertanen ihren Regenten beim Beija-mão um einen Gefallen bitten - nach der obligatorischen Ehrerbietung, die immer nach einem festen Protokoll vonstattenging. Vortreten, Kniefall, Handkuss, wieder aufstehen, Verbeugung, abtreten. Und im Grunde genommen ist es heute nicht anders. Nur das Protokoll hat sich geändert und der Zeit angepasst. Shakehands, Umarmungen, die Damen mit, die Herren ohne Küsschen, Foto, Schulterklopfer. Dazwischen überwiegend inhaltslose Unterhaltungen und Glückwünsche. Die meisten der Gäste sieht Eduardo Campos heute das erste Mal. Doch er spielt seine Rolle gut und begrüßt jeden der Anwesenden als sei er ein jahrelang verschollener Bruder, der plötzlich wieder aufgetaucht ist. Bei jeder Begrüßung beweist er sein schauspielerisches Talent aufs Neue und posiert professionell für die Pressefotografen. Teilweise haben die Gratulanten mehrere Stunden Fahrt auf sich genommen. Viele von ihnen sind Lokalpolitiker, aus kleinen Gemeinden und Städten im Inland Pernambucos, die sich von Campos Unterstützung in der bevorstehenden, bundesweiten Bürgermeisterwahl im Oktober erhoffen. Und sei es nur ein gemeinsames Foto für die örtliche Presse. Die Parteizugehörigkeit spielt hierbei eine untergeordnete Rolle.

Schließlich wird mir auch klar, weshalb wir mit zwei Reportagewagen gekommen sind. Nicht alle der anwesenden Gäste sind Campos unbekannt. Es sind nicht nur Provinzpolitiker vertreten. Nach und nach kommen nämlich auch die Bürgermeisterkandidaten, die um das höchste Amt in Recife kandidieren, um dem Gouverneur zu gratulieren, in der Hoffnung seine Popularität wirke sich positiv auf die Umfragewerte für ihren eigenen

Wahlkampf aus. Wir sind deshalb so zahlreich, da das Jornal do Commercio für die Wahlkampfphase je eine Reporterin für die vier aussichtsreichsten Kandidaten der Bürgermeisterwahl abgestellt hat. Vier Reporterinnen, Mitte zwanzig, bis Anfang dreißig. Schon in den ersten Tagen nach Beginn der Wahlkampagne haben sie ein erstaunlich gutes Verhältnis zu ihren Kandidaten aufgebaut.

Bruna Soares ist die jüngste Reporterin, es ist ihr erster Wahlkampf. Sie wurde dem Favoriten Humberto Costa von der Arbeiterpartei (PT) zugeteilt. Mit Schreibblock und Kugelschreiber steht sie hinter der Absperrung und wartet bis Costa vom Beija-mão kommt. „Meine liebe Bruna, schön, dass du hier bist. Wie geht es dir?“ erkundigt sich Costa nach ihrem Befinden. Er nimmt sie in den Arm und so stehen sie zusammen einige Minuten im Foyer, während Costa Brunas Fragen beantwortet. Sie verabschieden sich mit Küsschen. Ich stelle mir vor, wie ich mit Klaus Wowereit Arm in Arm im Berliner Rathaus stehe, ihn mit einem Klaps auf den Hintern verabschiede und ihm dabei alles Gute für seinen Wahlkampf wünsche. In manchen Situationen wirkt die brasilianische Herzlichkeit, die ich sehr schätze, doch etwas befremdlich.

Mit hinter dem Rücken verschränkten Armen beobachtet der persönliche Assistent Campos die Zeremonie im Foyer durch seine zu große Brille. Ich hatte ihn tatsächlich fast vergessen. Seit Beginn des Händeschüttelns steht er am Rand des Geschehens. Seine anfängliche Spritzigkeit ist inzwischen verflogen, sein Lächeln wirkt aufgesetzt und sein Blick verrät meine Gedanken: Wo bin ich hier gelandet und wann hört das bitte auf?

6. Wahlkampf in Recife

Acorda Recife, acorda! E já é hora de renovar! Wach auf Recife, wach auf! Es ist Zeit für einen Umbruch - dröhnt es in einer Endlosschleife aus den riesigen Boxen, die auf einen alten VW-Bus montiert sind. Daniel Coelho vem dos braços do povo, trabalhando e olhando por todos... Daniel Coelho ist einer von uns, der für uns alle arbeitet und sich um uns kümmert. Wählt die 45! Wählt Daniel, damit Recife sich wandelt!

Paulo Augusto schaut immer öfter auf die Uhr. Langsam wird er nervös. Es sind nur noch drei Stunden bis Redaktionsschluss und Daniel Coelho ist inzwischen seit 45 Minuten überfällig. Paulo muss an den Rückweg denken, der wird auch noch eine ganze Weile in Anspruch nehmen. „Durch die Vertikalisierung der Stadt kommt es immer häufiger zu Staus“, so der Reporter des Jornal do Commercio. „Überall werden neue Hochhäuser gebaut“, ergänzt Paulo, während er sich umblickt und ein weiteres Mal auf seine Uhr

schaut. Neue Hochhäuser, das bedeutet mehr Bewohner und zugleich immer mehr Autos. Denn wer sich eine Wohnung in einem der als sicherer geltenden Betonpaläste leisten kann, der besitzt auch mindestens ein Auto. Die Straßen sind völlig überfüllt. Das liegt auch daran, dass fast der gesamte öffentliche Verkehr auf Linienbusse beschränkt ist. In Recife gibt es nur zwei Metrolinien, die das Zentrum mit den Vororten im Westen verbinden. Züge gibt es nicht und deshalb kommt man zu den Stoßzeiten auf den Straßen nur im Schritttempo voran.

Und dann ist Daniel Coelho plötzlich doch da, eine Stunde später als geplant. Paulo lächelt und wirkt sofort entspannter. In mintgrünem Hemd, Jeans und Turnschuhen beginnt Coelho seinen Straßenwahlkampf. Umarmung, Küsschen links, Umarmung, Küsschen rechts, Shake Hands, Umarmung. Irgendjemand reicht ihm ein Kind, hoch auf den Arm, Foto und weiter zum nächsten Haus. Ihm folgen einige Dutzend Sympathisanten und eine Handvoll Fahnenträger der Jugendorganisation der PSDB, der Partido da Social Democracia Brasileira, die Coelho als Kandidat für die Bürgermeisterwahl in Recife am 7. Oktober diesen Jahres aufgestellt hat.

Die Aktion wirkt auf den ersten Eindruck etwas chaotisch und hektisch. Doch die Wahlhelfer und Strategen hinter der Kampagne überlassen nichts dem Zufall. Bevor Coelho, der von einem Kamerateam begleitet wird, die Straßenseite wechselt, um eine alte Frau, die in ihrem Schaukelstuhl sitzt, zu umarmen, haben die Wahlhelfer bereits Plakate mit Coelhos Konterfei an ihre Hauswand gepinnt, Sticker geklebt und kleine Fähnchen an die herumtollenden Kinder verteilt.

Der Anwärter auf das Bürgermeisteramt gibt sich gezielt volksnah, in einem Viertel das nicht gerade zur Stammwählerschaft der konservativen PSDB gehört. Die Vila do Sesi im Stadtteil Ibura liegt im Süden von Recife und ist eines der größten und ärmsten Viertel der Stadt - keine Favela, aber es ist auf den ersten Blick zu erkennen, dass viele Häuser renovierungsbedürftig und vor allem die Straßen und öffentlichen Plätze einer Generalüberholung bedürfen. Genau das weiß der Tucano, wie die Mitglieder der PSDB nach ihrem Wappentier genannt werden, für sich zu nutzen. Es dauert nicht lange, bis der Wahlmarsch an einer dunklen Straßenkreuzung anhält, aus deren Mitte eine kniehohe Wasserfontäne sprudelt, die sich zu einer großen Pfütze aufgestaut hat. Am Straßenrand fließt das Wasser die leicht abfallende Straße hinab, bis es zwischen zwei Häusern in einer kleinen Gasse verschwindet. Der ideale Ort für die erste kurze Ansprache Daniel Coelhos: „Hier könnt ihr alle sehen, wie sich die Stadtverwaltung in den letzten Jahren um euer Ibura gekümmert hat. Erst gestern habe ich in Feira de Nova Descoberta so einen Wasserrohrbruch gesehen und gleich heute eine Baufirma vorbeigeschickt, die sich darum gekümmert hat. Morgen werden auch

hier wieder Autos fahren können.“ Seine Unterstützer jubeln ihm zu. Und weiter geht es, von Haus zu Haus, von Tür zu Tür.

Nach 45 Minuten auf den Straßen der Vila do Sesi wird Paulo langsam wieder etwas nervöser. Eigentlich sollte der Rundgang längst zu Ende sein, Daniel Coelho seine Abschlussrede gehalten haben. Doch es ist gerade erst die Hälfte der geplanten Strecke zurückgelegt, wie er von einem der Wahlhelfer erfährt. Paulo und zwei weitere Reporter stellen sich Daniel Coelho schließlich in den Weg, um ihm ihre Fragen stellen zu können.

Die seit zwölf Jahren regierende Arbeiterpartei (Partido dos Trabalhadores) sei für den verheerenden Zustand in vielen Vierteln verantwortlich, es sei nun Zeit für einen Wechsel, man müsse sich schließlich um seine Stadt genauso kümmern, wie um sein eigenes Haus, in den nächsten Wochen werde er seinen Straßenwahlkampf intensivieren, bis zur Wahl werde er um jede Stimme kämpfen. Und dann setzt er seinen Rundgang auch schon wieder fort, ohne die anwesenden Pressevertreter, die sich alle auf den Rückweg machen.

Die Straßen sind leerer als erwartet und Paulo Augusto wird auf der Fahrt in die Redaktion wieder ruhiger, er hat noch genug Zeit für seinen Artikel, aber: „Daniel muss noch einiges lernen. Schließlich ist er auf uns angewiesen. Wir sind an Fristen gebunden, da kann er nicht erwarten, dass wir ihm stundenlang hinterherdackeln“. Es ist Daniel Coelhos erster Wahlkampf, er ist erst 34 Jahre alt. Seine Chancen die Bürgermeisterwahl zu gewinnen sind trotz seines Optimismus den aktuellen Umfragen zufolge eher gering.

7. Operação Neblina - Alles für den Frieden?

Maria Elizabeth Patriota ist eine schlanke Frau mit mittellangem Haar. Sie wirkt müde und spricht leise. Die letzte Nacht steckt ihr noch in den Knochen. Maria ist Polizeikommissarin und Leiterin der Anti-Drogen-Abteilung in Recife, dem Departamento de Repressão ao Narcotráfico (DENARC). Bis in die frühen Morgenstunden koordinierte sie noch den Einsatz der Operação Neblina. Es war die zwölfte und letzte Razzia der Operation Nebel, durchgeführt von der Polícia Civil und der Polícia Militar. Nun sitzt sie in der Pressekonferenz und erläutert den anwesenden Journalisten das Vorgehen in der letzten Nacht.

Die Operação Neblina ist Teil des Programmes Pacto Pela Vida (Bündnis für das Leben), das 2007 von der pernambucanischen Landesregierung ins Leben gerufen wurde. Im Mittelpunkt des Programms steht die Bekämpfung und Reduzierung der Gewalt in Pernambuco, einem Bundesland, das lange Zeit zu den gewalttätigsten Brasiliens gehörte. Die Regierung entwickel-

te unterschiedliche Sozialprogramme, investierte in die Präventionsarbeit, gründete neue Projekte für die öffentliche Sicherheit und begann Verbrechen schärfer zu verfolgen. Glaubt man den veröffentlichten Statistiken und Zahlen der letzten Jahre, dann ist es Pernambuco gelungen die Gewaltverbrechen, allen voran die vielen Morde, zu reduzieren. Mitverantwortlich für die positive Entwicklung sei dabei auch das härtere Durchgreifen der Polizei und eben Aktionen im Anti-Drogenkampf, wie die Operação Neblina.

In den frühen Morgenstunden des ersten Augusts bezogen die Einheiten der Polícia Civil und der Polícia Militar zeitgleich ihre Positionen in den Vierteln Casa Amarela, Cordeiro und Ibura. Der Zugriff erfolgte noch vor Sonnenaufgang. Im Laufe der Razzia wurden 22 Männer und 29 Frauen verhaftet, niemand wurde ernsthaft verletzt. Die Polizei beschlagnahmte sieben Handfeuerwaffen, 3.656 R$, mehrere Autos und Motorräder. 3kg Kokain und 4kg Crack wurden von den Beamten sichergestellt. Den Beschuldigten - der Jüngste ist 19, die Älteste 61 Jahre alt - drohen nun Haftstrafen wegen Drogenhandel und der Bildung einer kriminellen Vereinigung. Maria Patriota, die Leiterin des DENARC zeigt sich zufrieden: „Anfangs haben wir, damit gerechnet etwa zwanzig Mitglieder der Drogenringe zu verhaften. Im Laufe der Ermittlungen haben wir festgestellt, dass viel mehr Leute in den Fall verwickelt sind."

Über ein Jahr lang observierte der DENARC vier Drogenringe in Recife. Branco (30), Mago Dó (30), Aleijado (30) und Gil (33) waren die Köpfe der Banden, die auch untereinander Drogengeschäfte abwickelten. Gemeinsam koordinierten sie die Drogenlieferungen, die größtenteils aus Kolumbien, Bolivien und den brasilianischen Bundesstaaten Rondônia, São Paulo, Rio Grande do Norte und Ceará nach Pernambuco kommen. Dabei waren alle vier bereits seit der Operation Everest, dem Vorgänger der Operação Neblina, inhaftiert. Dennoch war es für sie kein Problem ihre Geschäfte aus dem Gefängnis Aníbal Bruno, im Viertel Sancho, im Westen Recifes, weiterzuführen. „Unsere Strategie war es von vornherein die Inhaftierten zu observieren, um so an weitere Hintermänner zu gelangen, was uns schließlich gelungen ist", erläutert Maria Patriota die Vorgehensweise.

Ob man solchen Aussagen Glauben schenken darf, sei dahingestellt. Es ist nach wie vor kein Problem für brasilianische Häftlinge sich im Gefängnis ein Handy zu besorgen. Mitverantwortlich sind dabei die Wärter und Polizeibeamten, die schon mal ein Auge zudrücken, wenn sie entsprechend dafür entlohnt werden. Die Korruption ist in Brasilien nicht unbedingt höher als in anderen Ländern, aber doch viel offensichtlicher. Fast jeder kokettiert damit, schon einmal einem Polizeibeamten, zumindest bei einer Verkehrskontrolle etwas zugesteckt zu haben, und damit einer weitaus teureren Strafe entgangen zu sein. Und fast jeder Brasilianer beschwert sich zugleich über

korrupte Polizisten; ganz zu schweigen von den korrupten Politikern und Wirtschaftsbossen.

Im Fall der Operação Neblina verlief offiziell alles nach einem ausgeklügelten Plan. 114 Polizisten waren an der Aktion beteiligt, insgesamt wurden über das ganze Jahr verteilt etwa 1,2 Millionen Cracksteine, mit einem Straßenverkaufswert von über 10 Millionen Reais, sichergestellt. „Durch die Zerschlagung der Drogenringe konnten wir den Umlauf von Crack im Großraum Recife maßgeblich reduzieren. Das ist heute unsere Hauptstrategie um die vielen Gewalttaten in Pernambuco einzudämmen," so die Einsatzleiterin weiter.

Während Maria Patriota über die Razzia berichtet, zeigt ein Mitarbeiter des DENARC eine Diashow mit den Bildern, Namen und den sichergestellten Gütern aller Verhafteten. Die Pressekonferenz bietet reichlich Material für die trashigen und sehr beliebten sensationalistischen Vorabendprogramme im Fernsehen, die Tag für Tag mit ihren Berichten über Gewalt, Überfälle, Morde, Drogendealer und Unfälle die allgegenwärtige Angst in der Gesellschaft schüren. Mehrfach bittet der Kameramann von TV Globo die Präsentation anzuhalten, damit er alle 51 Verdächtigen in Ruhe abfilmen kann. Tageszeitungen und insbesondere das Fernsehen - als Informationsquelle Nummer eins - geben dem Schrecken täglich neue Gesichter und liefern neues Futter für das Unsicherheitsgefühl der Brasilianer.

8. Facybucky

Brasilianer lieben Facebook. Sie posten leidenschaftlich gerne Bilder. Von sich und ihren Kindern, von Feiern mit Freunden, von Tieren, Rockstars und Schnulzensängern oder ihrer Lieblingsfußballmannschaft. Äußerst beliebt sind auch Bibelzitate, die man vor zehn Jahren eigentlich nur auf der Heckscheibe von Autos gefunden hat und auch heute noch findet. Ganz zu schweigen von kitschigen Animationen mit Sternchen, Herzchen und kleinen süßen Kätzchen, in Dutzenden Farben, dass einem davon leicht übel wird. Brasilianer lieben ihr Facybuky, oder kurz Facy, wie sie es aussprechen, so sehr, dass ich überdurchschnittlich viele meiner brasilianischen Freunde blockiert habe. Viele der Liebesgedichte und Lebensweisheiten, die ich hier zufällig gelesen habe, waren so schmalzig und unerträglich, das ich manchmal große Lust verspürte meinen Laptop falsch herum zuzuklappen.

Und dennoch waren einige meiner alten Bekanntschaften bisher unauffindbar. Das liegt einerseits daran, dass ich von vielen Bekannten, die ich vor zehn Jahren kennenlernte, nur den Vor- oder Spitznamen kenne und andererseits, weil der Hype scheinbar doch an ihnen vorübergezogen ist, oder

sie keinen Computer besitzen. Niemand meiner ehemaligen Arbeitskollegen aus Caruaru, wo ich im Jahr 2002 in einem Straßenkinderprojekt meinen Zivildienst geleistet habe, konnte sich bisher für Facy erwärmen. Dementsprechend schwer gestaltete sich die Suche nach ihnen. Auch Orkut, ein ehemals äußerst populäres soziales Netzwerk in Brasilien, gleicht heute eher einem virtuellen Friedhof als einer Kommunikationsplattform und stellte sich als keine große Hilfe dar. Zwar finde ich zwischen unzähligen alten Nachrichten, Bildchen und Bibelsprüchen nach längerer Suche die E-Mail-Adresse einer Kollegin, aber meine Nachricht bleibt unbeantwortet. Ich beschließe, nach meinem Praktikum, einfach in Caruaru vorbeizufahren, um sie zu suchen, als ich wenige Tage später eine Nachricht in meinem Postfach von Facy finde. Von einer anderen ehemaligen Kollegin, die mich zufällig anschrieb, ohne zu wissen, dass ich in Brasilien bin. Schon zwei Wochen später werde ich mich mit einigen ehemaligen Arbeitskollegen aus meiner Zivildienstzeit treffen, die mich bei meiner Suche nach den Straßenkindern von damals unterstützen werden.

8.1 Auf den Straßen Caruarus

Die Suche nach den Kindern war ein Kinderspiel, da ich nicht lange suchen musste. Ein Anruf bei Micilene, die damals als Jugendliche das Projekt besuchte, genügte. Ihre Nummer erhalte ich von einer Mitarbeiterin der NGO Comviva, dem Nachfolgeprojekt der Comunidade de Menores de Rua, einer Nichtregierungsorganisation, wo ich vor genau zehn Jahren gearbeitet habe. Etwa 40 Kinder waren damals in der `Gemeinschaft der Straßenkinder´, einem Projekt das überwiegend aus deutschen Spendengeldern finanziert wurde. Dabei habe ich mit `Kindern auf der Straße´ und mit `Kindern von der Straße´ gearbeitet. Der Großteil gehörte zur ersten Gruppe, also jene Kinder, die tagsüber auf der Straße sind, abends jedoch fast immer zum Schlafen nach Hause gehen. `Kinder der Straße´ haben ihren Lebensmittelpunkt auf der Straße und verbringen hier dementsprechend nicht nur die Tage, sondern auch die Nächte.

Ein Jahrzehnt ist vergangen und aus den Kindern von damals sind junge Erwachsene geworden. Zu den meisten hatte ich während meines Zivildienstes ein gutes Verhältnis aufgebaut. Wer zu dem Treffen erscheinen wird, weiß ich nicht sicher. Micilene hatte mir am Telefon versichert, allen ehemaligen Projektkindern Bescheid zu sagen, die sie in der Kürze der Zeit finden könne und sie mitzubringen. Auf der Fahrt zum Treffpunkt wird meine Vorfreude von leichter Anspannung verdrängt. Es ist das einzige Mal während meines Aufenthaltes in Brasilien, dass ich vor einem Interview leicht

nervös werde. Mir gehen unzählige Fragen und Erinnerungen durch den Kopf und ich bin gespannt, was aus den Kindern, die alle aus sehr schwierigen Verhältnissen kamen, geworden ist. Drei meiner ehemaligen Kolleginnen begleiten mich und schon auf der Fahrt in die Innenstadt wird mir klar, dass ich die Lebensrealitäten der Kinder unterbewusst verdrängt, vieles einfach schon vergessen hatte. Gewalt, Armut, Hunger und Perspektivlosigkeit hatten damals das Leben fast aller Kinder bestimmt. Die ersten kurzen Geschichten, die mir meine Kolleginnen auf dem Weg erzählen, handeln genau davon und wurden um die Kategorien Kriminalität, Drogen, Mord und Nachwuchs erweitert.

Schon von Weitem erkenne ich einige vertraute Gesichter, als wir am Rathaus im Zentrum Caruarus ankommen. Fünf Mädchen und ein Junge sind gekommen. Micilene, Rosilene, Maria Aparecida, Josicleide, Jacqueline Maria und Edjailson. Sie sind umzingelt von einer Schar Kinder. Alle haben in den letzten Jahren Nachwuchs bekommen, was mich nicht überrascht. Erstaunt bin ich über die Anzahl des Nachwuchses. Zusammengezählt kommen die sechs ehemaligen Straßenkinder, die zwischen 21 und 25 Jahren alt sind, auf vierzehn Kinder. Die Mädchen sind alle stark geschminkt, einige haben ihre Haare geölt. Ihre Kinder haben saubere Kleider an, sind frisch geduscht und sehen sehr gepflegt aus. Die Luft riecht nach einer Mischung aus Babycremes und süßem Parfüm. Die Begrüßung ist sehr herzlich, mein erster Eindruck positiv.

„Ich habe meinem Mann erzählt, ich hätte heute Abend eine Dienstbesprechung. Es ist besser, wenn er nicht weiß, dass ich hier bin," sagt Micilene leise. Erst vor wenigen Wochen wurde ihr Mann aus dem Gefängnis entlassen. Wegen schwerer Körperverletzung saß er bereits zum dritten Mal eine mehrmonatige Haftstrafe ab. „Er nahm viele Drogen, wollte Geld von mir. Aber ich konnte ihm keins geben. Dann hat er zugeschlagen," erzählt sie mir mit zittriger Stimme. Schläge, immer und immer wieder, vor den Augen ihrer Kinder. Nach seiner Entlassung stand der Vater ihres jüngsten Sohnes wieder vor der Tür. Und sie hat ihn wieder reingelassen. Angst habe sie vor ihm nicht, lügt Micilene mich an, kurz bevor sie ihre Tränen nicht mehr zurückhalten kann.

Micilene ist 16 Jahre alt, als sie zum ersten Mal schwanger wird. Mit 18 bekommt sie ihr zweites Kind vom gleichen Vater. Dann mit 20 das Dritte, von einem anderen Partner. Und schließlich drei Jahre später, das vierte Kind, vom dritten Mann, der sich, wenn er nicht im Gefängnis sitzt, als Tagelöhner verdingt, oder mit Drogen dealt. Die 23-Jährige ist eines der Kinder, an die ich mich noch gut erinnern kann. Micilene war in der Comunidade sowohl bei den Sozialarbeitern als auch bei den Kindern sehr beliebt. Bei den Mädchen hatte sie damals eine Führungsrolle inne. Sie ist intelligent,

aber auch sehr streitsüchtig. Selten vergeht eine Woche in der wir uns nicht in die Haare kriegen und dennoch weicht sie während des gesamten Jahres nur selten von meiner Seite. Micilene ist eine gute Schülerin, macht regelmäßig ihre Hausaufgaben und beteiligt sich aktiv am Leben in der Comunidade. Mit ihrer alleinerziehenden Mutter, vier Brüdern und sieben Schwestern lebte sie in einer Wohnung in einer Favela in Caruarus Zentrum. Wie dreizehn Menschen in zwei kleinen Zimmern leben können, ist mir ein Rätsel. Hier fehlte es an allem. Essen, Kleidung, Fürsorge, Geld. Die Comunidade ist eine Chance, die sie auch ergreift. Micilene ist das einzige Mädchen von damals, die ihren Schulabschluss macht. Sie wollte Jura studieren, doch dann kamen die Kinder dazwischen und sie vergibt ihre Chance einen Beruf zu erlernen, oder studieren zu gehen. Jetzt arbeitet sie in einem Supermarkt als Kassiererin. „Die vielen Kinder. Die Miete. Es ist sehr schwierig, aber ich komme gerade so über die Runden," erzählt sie mir sichtlich aufgewühlt. Einen Schulabschluss, Arbeit, keine Drogen, keine Gewalt, dass sie nicht auf die schiefe Bahn geraten. Das erhofft sich Micilene für die Zukunft ihrer vier Kinder. Eines ist ganz sicher, mehr Nachwuchs wird sie nicht mehr bekommen: „Ich kann keine Kinder mehr kriegen. Ich habe mich operieren lassen." Heimlich, während ihr Mann im Gefängnis saß. Es ist besser, wenn er es nicht weiß. Streit geht Micilene inzwischen lieber aus dem Weg.

„Ich sollte noch kein Kind haben und hätte eigentlich gerne studiert, aber ich habe mich um nichts gekümmert. Jetzt hab´ ich einen langweiligen Job als Haushälterin und keine Zeit mehr meinen Abschluss nachzuholen," erzählt mir Jacqueline Maria. Bei all ihrem Frust und trotz ihrer versäumten Ziele, kann sie dennoch für sich und ihre kleine Tochter sorgen. Die Kleine habe es besser als sie in ihrer Kindheit. Mit ihren drei Schwestern und der alleinerziehenden Mutter lebte sie damals in einer Holzhütte in der Favela Morro do Bom Jesus, im Zentrum Caruarus. Regelmäßige Mahlzeiten waren selten. Der Hunger treibt sie auf die Straße, wo sie einige Streetworker des Straßenkinderprojektes kennenlernt und so wenig später einen Platz in der Comunidade erhält. An ihre Zeit im Projekt erinnert sich Jacqueline Maria gerne: „Dort konnten wir zu Schule gehen und es gab zu essen. Ohne die Comunidade ginge es mir heute wahrscheinlich schlechter." Zwar sei sie mit ihrer Situation nicht vollends zufrieden und sie hätte rückblickend in ihrer Jugend vieles anders gemacht, aber ihr Leben habe sich dank des Projektes verbessert.

Josicleide war eine der Jüngsten in der Comunidade. Ich hatte sie als fröhliches und aufgewecktes Kind in Erinnerung behalten. Schon zu Beginn unseres Gespräches spüre ich, dass ihre kindliche Unbekümmertheit und jugendliche Leichtigkeit verflogen sind. Die 21-Jährige ist inzwischen dreifache Mutter und mit ihrem Leben alles andere als zufrieden: „Vor zehn

Jahren war alles viel besser. Ich hatte keine Geldsorgen, keine Kinder und war glücklich.“ Josicleide hat die Schule kurz vor dem Abschluss abgebrochen. Vor ein paar Monaten hat sie einen Job bei einer brasilianischen Fast-Food-Kette bekommen. Sechs Tage die Woche, acht Stunden, für umgerechnet 160 Euro im Monat. Damit kommt man auch in Brasilien nicht weit. Das Geld reicht nicht einmal für die Grundbedürfnisse. Ohne Schulabschluss eine Arbeit zu finden, ist sehr schwierig. Und hat man einen Job, dann reicht dieser nicht, um davon eine kleine Familie zu ernähren. Den gesetzlich vorgeschriebenen Mindestlohn von knapp 270 Euro bezahlen nur wenige Arbeitgeber. Diese nutzen die Not vieler Arbeitssuchender aus und speisen sie mit einem Hungerlohn ab. Die meisten Arbeitnehmer im Niedriglohnsektor haben Angst ihre unterbezahlten Jobs zu verlieren und ergeben sich schweigend ihrem Schicksal. Kontrollen der Behörden sind selten. Josicleide ist ständig darauf angewiesen, sich Geld bei ihrer Familie und Freunden zu leihen: „Wenn ich mein Gehalt bekomme, muss ich meine Schulden zurückzahlen und habe wieder nichts.“ Ein Teufelskreis, den sie so schnell nicht durchbrechen wird. Von dem Vater der Kinder, der wie sie selbst noch ein halbes Kind ist, lebt sie schon über ein Jahr lang getrennt. Nur selten lässt er sich noch blicken. Unterhalt für die Kinder bezahlt er nicht. „Abends, wenn ich alleine bin, muss ich oft weinen, an meine Schulden denken und daran was ich meinen Kindern am nächsten Tag zum Essen geben soll“, erzählt sie mir. Ihre Zeit in der Comunidade bezeichnet sie als vergebene Chance. Gerne würde sie die Zeit noch einmal zurückdrehen. Wie es nun weitergehe, das wisse nur Gott.

„Ich wollte immer Tänzerin werden“, erzählt mir Rosilene. Heute lebt sie mit ihrem Mann, einer Tochter und einem Sohn, noch immer auf dem Morro do Bom Jesus und ist Hausfrau. Ihr Kindheitstraum hat sich nicht erfüllt, aber „im Vergleich zu den anderen geht es mir wohl recht gut“, erzählt sie mir, während sie nachdenklich zu den anderen Mädchen schaut, die sich mit meinen ehemaligen Kolleginnen unterhalten. Und damit hat sie wohl recht. Rosilene ist mit 25 Jahren die Älteste der Mädchen, die zu unserem Treffen gekommen sind. Seit fast zehn Jahren ist sie mit Kleberson zusammen, den ich auch noch aus der Comunidade kenne. Inzwischen sind sie verheiratet. Kleberson arbeitet und kümmere sich auch um die Kinder. Das Haus in dem Sie leben haben sie von seinem Vater geschenkt bekommen. Seit die Polizei eine neue Wache in ihrem Viertel eröffnet hat, sei der Morro do Bom Jesus außerdem sicherer geworden. Rosilene lacht viel während unseres Gespräches und macht einen glücklichen Eindruck. „Ich mag mein Leben“, erzählt sie mir. Hin und wieder gebe es kleinere Schwierigkeiten, aber das sei schließlich ganz normal. Wenn ihr Jüngster in die Schule geht, möchte sie sich vielleicht eine Arbeit suchen, aber das habe noch ein paar Jahre Zeit

und so lange bleibe sie zu Hause.

„Onkel Manuel, hast du einen Job für mich?“ ist das Erste, was mich Maria Aparecida fragt. Äußerlich hat sie sich kaum verändert. Sie war und ist noch immer ein zurückhaltendes Mädchen, deren kindliche Gesichtszüge nun einer ernsten und ohnmächtigen Miene gewichen sind. Euphemistisch ausgedrückt befindet sich Maria Aparecida in einer prekären Lebenssituation. Ihr bisheriger Lebensweg gleicht dem der anderen Mädchen. Mit 17 Jahren wird sie das erste Mal schwanger. Sie bricht ihre Schule ab, bekommt das zweite und dritte Kind. Die Väter kümmern sich nicht, zahlen keine Alimente. „Ich hatte früher viele Träume, wollte meinen Schulabschluss machen, dann studieren. Aber es kam alles anders,“ erzählt auch sie. Maria Aparecida ist jetzt 24 Jahre alt, alleinerziehend und arbeitslos. Sie ist auf staatliche Unterstützung angewiesen, die mal früher, mal später und manchmal gar nicht ausbezahlt wird. Schon lange sucht sie nach einem Job, den sie sich eigentlich gar nicht leisten kann, da sie niemanden hat, der sich um ihre drei kleinen Kinder kümmern könnte. Die Verzweiflung steht ihr ins Gesicht geschrieben. Mit ihren Kindern durchlebt sie ihre eigene Kindheit ein zweites Mal. Das Schlimmste ist der ständige Hunger. Jeden Tag stellt sie sich die Frage, wie sie ihre Kinder satt bekommen soll? Die staatliche Unterstützung ist so knapp bemessen, dass Maria Aparecida auf die Hilfe ihrer Familie angewiesen ist, die selbst am Rande des Existenzminimums lebt. Um ein wenig Geld zu verdienen, näht sie aus alten Kleiderresten Lappen, die sie für ein paar Reais an die Autowäscher des Morro do Bom Jesus verkauft.

Autowäscher wie Wellington, der vor zehn Jahren auch in der Comunidade gewesen ist. „Er hat so stark abgenommen, dass du ihn nicht mehr erkennen würdest. Er sieht aus wie ein mit Haut überspanntes Skelett,“ erzählt mir sein Bruder Edjailson, der auch zu unserem Treffen gekommen ist. „Wellington ist schwerst crackabhängig. Er wiegt vielleicht noch 40 Kilo. Er wäscht Autos auf der Straße, bekommt dafür ein paar Reais und geht dann davon Drogen kaufen. Er duscht nicht mehr, isst nicht, wechselt seine Kleidung nicht mehr,“ fährt Edjailson fort. Caruaru ist einer der wichtigsten Drogenumschlagsplätze im brasilianischen Nordosten. Hier wird vor allem Crack, aber auch Kokain und Marihuana gedealt. Crack hat sich in den letzten Jahren zur beliebtesten Droge in Brasilien entwickelt. Es ist leicht herzustellen und an jeder Straßenecke erhältlich. Ein Hit kostet weniger als ein Mittagessen. Die Wirkung ist stark und kurz, das Suchtpotenzial hoch, der Konsum führt zum körperlichen Verfall. Die Favela Morro do Bom Jesus ist das Zentrum des Drogenhandels in Caruaru. Viele der ehemaligen Projektkinder dealen, oder nehmen Drogen. Einigen wurde dies bereits zum Verhängnis. Edjailson ist bestens über die Kinder, mit denen ich 2002 in dem Straßenkinderprojekt arbeitete, informiert. Die Gespräche mit den Mädchen

haben lange gedauert. Für brasilianische Verhältnisse ist es an diesem Abend ungewöhnlich kalt und die Kinder müssen ins Bett. Ich verabrede mich mit Edjailson für den nächsten Tag, bevor ich weiter in den Sertão fahre.

Der Abend und die Gespräche mit den fünf Mädchen haben mich nachdenklich gestimmt. Ich habe nicht erwartet angehende Akademiker zu treffen, aber ich frage mich, ob das der Erfolg der Comunidade de Menores de Rua ist? Sind das die Früchte jahrelanger Sozial- und Entwicklungsarbeit? Sind Projekte wie die Comunidade überhaupt sinnvoll? Und um es gleich vorwegzunehmen: ja, Projekte wie die Comunidade sind sinnvoll. Alle Mädchen haben sich gerne an ihre Zeit im Projekt erinnert, wo sie als Kinder, pathetisch ausgedrückt, einfach Kind sein durften. Wo sie satt waren und alphabetisiert wurden. Wo sie würdig behandelt und medizinisch betreut worden sind. Dass diese Projekte sinnvoll sind, wird auch Edjailsons Fall zeigen, der ohne die Comunidade heute wahrscheinlich nicht dort wäre, wo er ist. Aber Edjailsons Geschichten werden auch wieder neue Zweifel an der Projektarbeit aufkommen lassen, denn er wird mir nicht nur von sich und seinen Erfolgen, sondern auch viel von den anderen Kindern erzählen, die nicht zu unserem Treffen gekommen sind. Manche Geschichten sind so brutal und unvorstellbar, dass ich sie kaum glauben kann.

8.2 Aus dem Leben eines Straßenkindes

E.: „Kannst du dich noch an Juquinha erinnern?“

M.: „Ja klar. Der kleine Bruder von Glaucio und Gleicy.“

E.: „Er wurde umgebracht. Fünf Schüsse in den Kopf.“

M.: „Der kleine Juquinha?“

E.: „Genau der. Wurde mit Glaucio, seinem großen Bruder, verwechselt. Der hat eine ganze Zeit lang mit Marihuana und Crack gedealt. Da gabs wohl noch ne offene Rechnung mit einem anderen und weil sich die beiden so ähnlich sehen, wurde Juquinha fälschlicherweise erschossen. Ich weiß auch, wer´s war. Der ist inzwischen aber auch tot.“

M.: „Wie fühlst du dich, wenn du davon erfährst, dass einer deiner Jugendfreunde umgebracht wurde?“

E.: „Wenn ich so was mitbekomme, gehe ich meistens bei ihnen zu Hause vorbei. Wenn sie tot sind, dann werden sie im Haus aufgebahrt, damit sich die Verwandten, Freunde und Nachbarn verabschieden können. Vor der eigentlichen Beerdigung liegen sie zu Hause im Sarg. Auch wenn ich weiß, dass sie tot sind, nimmt mich das immer am meisten mit. Ein Junge, mit dem ich gemeinsam groß geworden bin, mit dem ich zur Schule gegangen bin, mit dem ich so viel Zeit verbracht habe. Da liegt er jetzt, vor mir im Sarg.

Das ist schlimm und stimmt mich immer sehr nachdenklich. Mein Herz blutet, wenn ich dann wieder gehe."

Juquinha war vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, als er erschossen wurde. Edjailson kann sich nicht mehr genau an das Jahr erinnern, zu viele seiner Jugendfreunde leben inzwischen nicht mehr. „Ich glaube 50 oder 60 meiner Freunde wurden inzwischen umgebracht, vielleicht sogar mehr. Die Gewalt hier ist unvorstellbar," erzählt er und fährt unmittelbar fort: „Einer meiner Brüder wurde vor ein paar Jahren auf einem Konzert wegen seiner Turnschuhe erschossen. Das war zumindest das Einzige was sie mitgenommen haben."

Edjailson Manoel da Silva ist 23 Jahre alt. Seine ganze Kindheit hat er in dem Viertel Morro do Bom Jesus verbracht, der größten Favela Caruarus, die auf einem Hügel im Stadtzentrum liegt. Fast alle Kinder mit denen ich in der Comunidade de Menores de Rua gearbeitet habe kamen aus diesem Viertel, viele von ihnen leben noch bis heute dort. Hunger, Gewalt, Vernachlässigung und Perspektivlosigkeit haben den Alltag und das Leben der meisten Kinder bestimmt und sie auf die Straße getrieben. So auch Edjailson, der alle Voraussetzungen eines klassischen Straßenkindes erfüllt. Die Familie ist arm und groß. Edjailson hat 21 Geschwister. Sie leben in einem der gewalttätigsten Viertel der Stadt. Nur wenige Bewohner des Morro do Bom Jesus gehen einer geregelten Arbeit nach. Viele Faveleiros halten sich mit kleineren Tätigkeiten im informellen Sektor über Wasser. Die Favela ist der wichtigste Drogenumschlagsplatz der Stadt. Das Geld, das sein Vater als einfacher Arbeiter verdient, reicht nicht um die Familie zu ernähren, geschweige denn für Kleidung, oder eine gute Schulbildung für ihn und seine Geschwister. Zu Hause erlebt Edjailson zwar keine direkte Gewalt von seinen Eltern oder seinen Geschwistern, aber niemand kann sich der allgegenwärtigen Gewalt des Alltages in einer Favela entziehen. Seine Kindheit beschreibt er als extrem kompliziert. Schon als kleiner Junge zieht er mit anderen Kindern durch die Straßen seines Viertels, oder arbeitet auf dem Wochenmarkt für ein paar Reais, manchmal auch für ein Mittagessen. „Wir hatten zu Hause häufig nichts zu essen. Manchmal bin ich nachts mit Bauchschmerzen aufgewacht, habe geweint, weil nichts da war. Kein Brot, kein Keks, es gab einfach nichts," erzählt er.

Edjailson teilt sein Schicksal mit unzähligen anderen Kindern vom Morro do Bom Jesus. Viele gehen wie er in die Comunidade de Menores de Rua, einem Hilfsprojekt für Straßenkinder. Dort bekommen sie drei Mahlzeiten, gehen in die Schule und können am Nachmittag verschiedene AGs besuchen. An die Zeit in dem Sozialprojekt erinnert er sich gerne. Die Schule und die Arbeit in der projekteigenen Besenwerkstatt habe ihm Spaß gemacht und man war satt, wenn man abends nach Hause kam. So musste man nur

das Wochenende mit wenig, oder manchmal auch gar nichts zu essen überstehen. Auf der Straße habe er in seiner Kindheit kein einziges Mal geschlafen, darauf legt er Wert. Selbst unter den verschiedenen Gruppen der Straßenkinder ist es verpönt, die Nächte unter freiem Himmel zu verbringen.

Schon häufig musste sich Edjailson in der Öffentlichkeit für seine Herkunft rechtfertigen. Zu gerne werden alle Favela-Bewohner in einen Topf geschmissen. Deshalb ist ihm eines sehr wichtig. Niemals habe er jemandem unrecht getan, oder einen Gedanken daran verschwendet, sich unrechtmäßig zu bereichern. „Ich habe nie geklaut und niemals jemanden überfallen. Das ist der falsche Weg, um aus dieser schwierigen Situation zu kommen," erzählt er. Eben diesen Weg hat die überwältigende Mehrheit der ehemaligen Kinder der Comunidade eingeschlagen. Viele sind im Gefängnis gelandet und erschreckend viele haben diesen Weg mit ihrem Leben bezahlt. So wie Hélio, der schon während seiner Zeit in der Comunidade seine kriminelle Karriere mit Dealen und bewaffneten Überfällen beginnt. Auf der Straße raubt er Passanten aus und im Linienbus die Passagiere. Ein weiteres beliebtes Ziel seiner Überfälle sind die Händler des riesigen Kleidermarktes in Caruaru, die jeden Montag aus dem Umland mit ihrer Ware und viel Bargeld in die Stadt kommen. Hélio ist Anfang 20, als er bei einem Überfall auf einen Kleidertransporter an den Falschen gerät. Seinem Komplizen gelingt die Flucht. Hélio wird wenige Tage später gefunden. Enthauptet und mit mehreren Schussverletzungen. Mir fehlen die Worte, als mir Edjailson die Geschichte erzählt, die mir von einer ehemaligen Kollegin, die Hélio im Leichenschauhaus identifizieren musste, bestätigt wird.

M.: „Kannst du verstehen, wenn jemand diesen Weg einschlägt, Leute überfällt, oder mit Drogen dealt?"

E.: „Ich glaube das liegt an der persönlichen Notlage eines jeden Einzelnen und an seiner persönlichen Einstellung," antwortet er diplomatisch auf meine Frage.

M.: „Ist es chic in einer Favela zu den harten Jungs zu gehören?"

E.: „Wenn du als Kind in einer Favela einen Typen mit einer Waffe in der Hand siehst, denkst du: Wow, der hat ne Knarre, vor dem haben bestimmt alle Respekt! Und der Kerl fühlt sich mächtig und bestimmt, was in der Favela abgeht. Als Kind denkst du dann natürlich, der Größte und Stärkste, der im Viertel das Sagen hat, ist der Coolste und willst auch so sein. Für Kinder sind Kriminelle, die mit Waffen herumlaufen und Leute erschießen Vorbilder, und wenn sie älter werden, wollen sie auch so sein, wollen auch Waffen haben, Leute erschießen und dazugehören. Aber so wird die Gewalt in Brasilien nie aufhören."

M.: „Hattest du als Kind oder jetzt, wenn du deinen Vater besuchst, Angst auf dem Morro do Bom Jesus?"

E.: „Angst hat jeder. Vor allem wenn es dunkel ist und man durch die engen Gassen und steilen Treppen nach Hause läuft. Wenn ich ein paar von den Banditenjungs sehe, sag ich maximal kurz `Hi´. Wenn ich sie schon von Weitem sehe und die Möglichkeit habe, dann laufe ich einen kurzen Umweg, um den Kontakt zu vermeiden. 2009 haben sie einen Bruder von mir umgebracht, als er von einem Fest nach Hause kam. Ein 17-Jähriger hat ihn erschossen. Einfach so. Der Typ war vollgedröhnt und hat einfach auf meinen Bruder geschossen. Er war sofort tot. Mein Bruder wurde 33 Jahre alt. So ist das Leben in der Favela. Niemand respektiert niemanden."

Auf dem Morro do Bom Jesus ist ein Leben nicht viel wert. Macht, Ehre und Respekt gelten durch alle Hierarchiestufen hinweg, vom kleinen Dealer bis zum Drogenboss der Favela, als die wichtigsten, zu verteidigenden Güter. Wer sich in seiner Ehre verletzt, oder nicht respektvoll behandelt fühlt, sticht zu oder drückt ab. Häufig werden harmlose Streitereien mit dem Tod bestraft. Wer sich im kriminellen Milieu bewegt wird selten alt. In Caruaru, einer Stadt mit 320.000 Einwohnern wurden im Jahr 2010 von der Polizei offiziell 125 Morde registriert. Drei Morde mehr, als im gleichen Jahr in Berlin verübt worden sind.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis auch Givanilson sterben sollte. „Er hatte schon acht Menschen ermordet, darunter einen Polizisten aus Santa Cruz, den er nach einem Streit erschoss", erzählt mir Edjailson. Früher waren die beiden gute Freunde. In der Comunidade haben sie ihre Freizeit regelmäßig miteinander verbracht und zusammen in der Bäckerei gearbeitet. Auch an dem Abend, als Givanilson erschossen wird, sind sie zusammen bei Edjailson zu Hause. Im Wohnzimmer wird er vor seinen Augen und im Beisein seines Vaters von einem Jugendlichen des Morro do Bom Jesus mit mehreren Kugeln niedergestreckt und stirbt. „Er hat sich nichts gefallen lassen und war selbst äußerst brutal", kommentiert Edjailson kühl den Tod.

Juquinha, Hélio und Givanilson sind drei von acht Kindern aus meiner Zivildienstzeit, die in den letzten zehn Jahren eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Drogenkonsum oder Drogenhandel waren in fast allen Fällen für ihren Tod mitverantwortlich. Einige Kinder leben nicht mehr in Caruaru, ein paar andere sind drogenabhängig. Josenildo José, Kleber, Glaucio und Gleicy sitzen wegen Raubüberfällen und Drogenhandel Haftstrafen ab. Glaucio hat auch im Gefängnis weitergedealt. Seine Schwester Gleicy wurde bei dem Versuch, ihm mehrere Kilo Marihuana ins Gefängnis zu schmuggeln erwischt und von den Beamten sofort einbehalten. Dealer bekommen in Brasilien meistens längere Haftstrafen als Mörder. Aber es gibt auch Kinder wie Uêdja, José Marques, Leandro, Mauricelio, Simone und einige andere, die Arbeit gefunden haben und ein einfaches, aber den Umständen entsprechend, normales Leben führen. Sie bilden glücklicherweise die Mehrheit.

Einige von ihnen, die es sich zeitlich und finanziell leisten können, gehen wieder in die Schule, denn bisher haben nur etwa fünf Prozent der Projektkinder ihren Schulabschluss gemacht: Micilene und Edjailson.

2009 hat Edjailson seine mittlere Reifeprüfung abgelegt. In Brasilien gibt es keinen flächendeckenden Abschluss, der dem deutschen Abitur entspricht. Um ein Studium aufzunehmen, müssen die Aspiranten eine Hochschulzulassungsberechtigung absolvieren. Der allseits Gefürchtete `Vestibular´ ist eine Aufnahmeprüfung, die von den Hochschulen direkt ausgerichtet wird und fächerspezifisch die Bewerber auf Herz und Nieren prüft. Viele bereiten sich monatelang auf die Prüfung vor. „Als ich meinen Abschluss gemacht habe, hatte ich keine Möglichkeiten, mich an einer Universität einzuschreiben“, erzählt mir Edjailson. Er hat keine Zeit sich so lange auf die Aufnahmeprüfung vorzubereiten. Die Rente seines Vaters ist knapp, seine Mutter kurz zuvor gestorben. Er muss arbeiten, Verantwortung übernehmen für sich und seine Familie. Bei einem Pharmazieunternehmen in Caruaru bekommt er einen gut bezahlten Job. Das Geld reicht sogar, um seinen Vater ein wenig zu unterstützen und etwas zur Seite zu legen. Für ein zeitaufwendiges Studium ist es dennoch zu wenig. Zwei Jahre später kommt seine Tochter auf die Welt. Die einzige Möglichkeit zu studieren und sich fortzubilden sieht er darin, sich bei der Militärpolizei zu bewerben. „Mir ist Stabilität sehr wichtig. Ich möchte mein Leben verbessern und etwas erreichen. Ohne ein regelmäßiges Einkommen kann ich auch meine Familie nicht ernähren. Bei der Militärpolizei verdiene ich genug, um nebenbei ein Studium zu absolvieren,“ sagt er. Im Frühjahr 2012 hat er die Zulassungsprüfung für die Militärpolizei bestanden und wartet seither darauf einberufen zu werden.

Edjailson ist ein Ausnahmefall unter den ehemaligen Straßenkindern. Das zeigt sein Auftreten, seine Ausdrucksweise, sein bisheriger Lebensweg, seine Zielstrebigkeit. Ihm ist es gelungen, sich unter schwierigsten Bedingungen Schritt für Schritt aus einer nahezu aussichtslosen Lage zu kämpfen.

M.: „Wie hätte sich dein Leben ohne die Comunidade entwickelt?“

E.: „Das Projekt hat mir sehr geholfen. Es hat die Basis für mein Leben geschaffen.“

M.: „Wie erklärst du dir, dass dann nur so wenige Kinder einen Schulabschluss gemacht haben?“

E.: „Das ist schwierig, ich kann nur für mich sprechen. Eigentlich hatten wir ja nur zwei Möglichkeiten. Den richtigen oder den falschen Weg einschlagen. Und wer sich nicht anstrengt, verliert sich auf der Suche nach dem richtigen Weg. Ich glaube, dass ich ihn gefunden habe. Alles, wovon ich vor zehn Jahren geträumt habe, hat sich bisher erfüllt.“

Edjailson spricht es nicht aus, zeigt aber Verständnis für die zahlreichen ehemaligen Kinder der Comunidade, die wie er es bezeichnet, den falschen

Weg eingeschlagen haben. Zwar sei jeder seines eigenen Glückes Schmid, aber das Umfeld und die Lebensumstände, in denen sie alle groß geworden sind, seien so schwierig und kompliziert, dass sich viele einfach ihrem Schicksal ergeben, weil ein besseres Leben und gesellschaftlicher Aufstieg unerreichbar scheinen. Die brasilianische Gesellschaft müsse sich ändern. „Die Gesundheits-, Familien- und Sozialpolitik muss dringend reformiert werden," so Edjailson. Das Elend vieler Brasilianer ist ein soziopolitisches Problem, die gesellschaftlichen Strukturen, ohne einen politischen Wandel und aus eigener Kraft nahezu unüberwindbar. Das gilt für die meisten Brasilianer, die am Rande der Gesellschaft in extremer Armut leben und so auch für viele der ehemaligen Kinder des Straßenkinderprojektes in Caruaru.

9. „Ob es am Jahresende wohl regnen wird?"

Ein Gespräch mit Eunice Mariana Andrade, Professorin für Agrarwissenschaften an der Universität Fortaleza, über den Wassermangel im Sertão, den Desertifikationsprozess im Nordosten, über die Hoffnung der Sertanejos, die Landflucht und Alternativen für die rückständige Region.

M.: Was ist der Sertão?

Prof. Eunice: Aus geografischer Sicht handelt es sich um das Gebiet im Inland des Nordostens, das hinter der Zona Litoral (dem Küstenstreifen) anfängt und sich über mehrere Bundesländer erstreckt. Der Sertão ist eine semiaride Region. Der Niederschlag beträgt hier durchschnittlich weniger als 800 Millimeter im Jahr. Kulturell ist der Sertão stark von diesen extremen Klimabedingungen geprägt. Die Basis der cultura sertaneja ist die Hoffnung auf Regen. Jahr für Jahr leben die Sertanejos mit dem Gedanken: Wird es regnen oder nicht? Der Ackerbau, die Nahrungsmittel, das Futter für die Tiere, alles ist nun mal vom Niederschlag abhängig.

M.: Die Mehrheit der Menschen in der Region lebt von der Landwirtschaft. Die Vegetation des Sertão ist die sogenannte Caatinga. Was wächst hier überhaupt unter diesen schwierigen Bedingungen? Was bauen die Bauern an?

Prof. Eunice: Caatinga ist ein Wort indianischen Ursprungs, was so viel wie `weißer Wald´ bedeutet. In der Trockenzeit erscheint die Vegetation tatsächlich weiß zu leuchten. Deshalb der Name. Hier wachsen eine Vielzahl von Pflanzen und Bäume: zum Beispiel Juazeiro, Catingueira, Amburana, Aroeira, Angico, Pau Branco, Pereiro, Marmeleiro. Trotz der Trockenheit der Region ist der Boden der Caatinga sehr fruchtbar. Für die Fruchtbarkeit ist nicht etwa das organische Material entscheidend, sondern die Zusammensetzung des Bodens. Der Sertanejo pflanzt Maniok, Bohnen und Mais.

Maniok ist eine sehr genügsame Pflanze. Bohnen und Mais brauchen etwas mehr Wasser.

M.: ob viel Wasser, oder wenig Wasser ... Zum Anbau benötigt man es, aber in einigen Regionen regnet es häufig monate-, teilweise jahrelang nicht. Was sind die Strategien der Sertanejos, wenn es nicht regnet?

Prof. Eunice: Wenn es nicht regnet, kann auch nichts angebaut werden. In manchen Fällen bekommen die Bauern Unterstützung. Es gibt von staatlicher Seite aus unterschiedliche Ideen und Projekte, wie etwa unterirdische Bewässerungssysteme oder Düngerflüssigkeiten, die das Wasser besser binden und langsamer an die Pflanzen abgeben. Das wird schon hin und wieder angewendet. Aber wenn es wirklich richtig trocken ist, dann verliert die große Mehrheit ihre Ernte. Wir haben auch hier entsprechende Projekte und fragen uns, wie man beispielsweise Bohnen anbauen kann, ohne sie 15, 20 oder 30 Tage zu wässern. Daran forschen wir. Bei Mais, der mehr Wasser braucht, ist so etwas nicht möglich. Es gibt von der Regierung außerdem den Seguro Seca, eine existenzsichernde Unterstützung und Hilfe für die Sertanejos in Krisenzeiten. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass wir zum Anbau von Nahrungsmitteln vom Klima abhängig sind. Und durch die unsicheren Niederschläge gibt es eben Jahre, in denen man anbauen kann und Jahre, in denen es nicht geht.

M.: Welche Forschungsprojekte verfolgen sie diesbezüglich?

Prof. Eunice: Wir versuchen, die Unbeständigkeit der Niederschläge zu umgehen. Konkret bedeutet das, dass wir nach Alternativen für die Landwirtschaft und Nahrungsmittelproduktion suchen. Was kann in einer semiariden Region ohne Wasser produziert werden? Welche Ressourcen und Mittel stehen uns zur Verfügung? Wir müssen neue Felder erschließen. Unsere Überlegungen sind unterschiedlichster Natur. Von der Diversifikation der Pflanzen, über die Steigerung der Honigproduktion, bis hin zur Möglichkeit der Reduzierung des CO2 Ausstoßes, die die Vegetation des Sertão theoretisch bietet. Das sind die Fragen, mit denen wir uns beschäftigen.

M.: Auf die sie bereits einige Antworten gefunden haben?

Prof. Eunice: Besonders im Bereich der Diversifikation der Pflanzenwelt haben wir Fortschritte gemacht. Dadurch wird die Auslaugung des Bodens verringert und das Wasser besser gefiltert, das dadurch den Boden wieder mit mehr Nährstoffen versorgt. Bezüglich der Reduzierung des CO2 Ausstoßes sind wir noch ganz am Anfang. Die Caatinga hat jedoch großes Potenzial dazu einen Beitrag zu leisten. Dies bedeutet auch Überzeugungsarbeit auf politischer Ebene.

M.: Wie ist die aktuelle Situation im Sertão im Vergleich zu früher?

Prof. Eunice: Dieses Jahr hat es noch nicht geregnet. Letztes Jahr war für den Ceará ein gutes Jahr. Es gab viel Niederschlag und die Stauseen haben

sich gefüllt. Ich bin eigentlich davon überzeugt, dass sich in den letzten Jahren vieles verbessert hat. Das sieht man an der gestiegenen Anzahl der Wasserspeicher, der verbesserten Wasserversorgung, der vereinfachten Kommunikationswege, an der Anzahl der Nichtregierungsorganisationen und der Regierungsprojekte die in der Region umgesetzt werden und an dem vereinfachten Zugang zu Bildung. Es hat sich einiges getan.

M.: Die Umleitung des Flusses Rio São Francisco, ein Mammutprojekt der brasilianischen Regierung, befindet sich im Bau. Dabei werden mehrere Kanäle über Hunderte Kilometer Länge in der semiariden Region gebaut, die die Trockengebiete mit Wasser aus dem Rio São Francisco versorgen sollen. Kritiker befürchten eine nicht wieder rückgängig zu machende Zerstörung der Natur. Befürworter sehen eine Chance, den Sertão auf lange Sicht flächendeckend mit Wasser zu versorgen. Welche Chancen und welche Risiken verbergen sich hinter dem Projekt?

Prof. Eunice: Ich glaube, die Umleitung des Rio São Francisco wird dem Sertão helfen. Es wird den Menschen, die in der Nähe leben auf jeden Fall das Leben erleichtern. Es wird jedoch auch `Trockeninseln´ geben, also Regionen, die von dem Projekt nicht profitieren werden. Den Regierungsplänen folgend, soll dadurch sowohl die Trinkwasserversorgung als auch die Bewässerung der Felder garantiert werden. Damit verbessert sich die Situation in vielen Gebieten. Die Auswirkungen auf die Umwelt können noch nicht vorhergesagt werden. Aber es wird sie mit absoluter Sicherheit geben. Man muss die Vor- und die Nachteile abwägen, darf dabei aber gewisse Grenzen nicht überschreiten. Es ist ein gewaltiger Eingriff in die Natur.

M.: Welche Erwartungen haben sie für die klimatischen Entwicklungen im Sertão in naher Zukunft?

Prof. Eunice: Nach unserer bisherigen Kenntnis bildet sich bereits jetzt die Vegetation zurück. Der Sertão befindet sich in einem Desertifikationsprozess und ich glaube, dass dieser nicht aufzuhalten ist. Die flachen Böden speichern nur wenige Nährstoffe, die Pflanzen brauchen lange um sich zu erholen. In einigen Gebieten ist der Zerfall des Bodens schon jetzt so weit vorangeschritten, dass hier nur noch wenige Pflanzen wachsen. Die Niederschläge im Sertão sind kurz, dann aber extrem stark. Dadurch wird der Boden ausgewaschen und abgetragen. Wenn keine passenden Modelle entwickelt werden, um dem entgegenzuwirken, dann wird sich der Desertifikationsprozess fortsetzen. Die Klimaschwankungen erschweren die Lebensmittelproduktion erheblich. Die natürliche Vegetation hat sich den Bedingungen, insbesondere dem Wassermangel angepasst.

M.: Was machen die Bauern und Landwirte, die ihrer Lebensgrundlage durch den Desertifikationsprozess beraubt werden?

Prof. Eunice: Die Volkszählungen haben gezeigt, dass schon seit über

zwanzig Jahren die Bevölkerung in zahlreichen Gebieten des Sertão zurückgeht. Die Einwohnerzahl in den großen Metropolen nimmt dagegen zu. Die Landflucht ist offensichtlich. Die Ursachen sind aber nicht nur klimatisch bedingt. Sie sind auf die Rückständigkeit der gesamten Region zurückzuführen. Viele Jugendliche wandern in die Städte ab, da es hier leichter ist, einen Job zu finden. Die Bildungschancen sind besser. Sie kommen zum Studieren und zum Arbeiten. Das sieht man auch hier in Fortaleza. Die Stadt, vor allem die Außenbezirke, sind in den letzten Jahren kontinuierlich gewachsen.

10. Kapitalistischer Kapitalismuskritiker

Das Dosenbier, das uns die Hausangestellte zum Essen bringt, ist gefroren, doch es dauert in der Mittagshitze nicht lange, bis es auftaut. Es gibt Fisch, dazu Reis, Bohnen, Salat und Feijoada. Mit Fisch kennt sich Fernando aus. Fast sein halbes Leben hat er sein Geld damit verdient. Nicht als kleiner Fischer, sondern als Unternehmer. Bis vor ein paar Jahren besaß er mehrere Boote und einen eigenen Fischereibetrieb in der Nähe von Belém, im brasilianischen Norden. Vom Fang, über die Verarbeitung, bis zum Verkauf, kümmerte er sich um die Geschäfte. Und sie liefen gut. Sehr gut sogar. Seit dem Verkauf seiner Firma hat Fernando Zeit sich seiner Leidenschaft zu widmen, den Pferden. In Caraíbas, einer kleinen Gemeinde im Bundesstaat Pernambuco, züchtet er seit 1998 Araber-Pferde, die überwiegend für Wander- und Distanzritte, aber auch als Nutztiere gekauft werden.

Fernando ist ein großer charismatischer Mann. Ich treffe ihn zufällig an einem Sonntagmittag in der Bodega da Poesia in Arcoverde, einem Treffpunkt für Musiker, Dichter, Künstler und Alkoholiker und jene, die sich mit einer dieser Gruppen identifizieren. Auf den ersten Blick halte ich ihn ebenfalls für einen der vielen Poeten. Fernando sieht nicht aus wie ein typischer Geschäftsmann, Investor und Großgrundbesitzer. Er trägt eine kurze, weiße Hose, braune Ledersandalen und ein verwaschenes gelbes T-Shirt. Seine Haare sind grau und struppig, sein Bart ist buschig und ungleichmäßig geschnitten. Fernando raucht Palheiros, in Maisblätter gewickelten schwarzen Tabak. „Alles natürlich. Das ist noch echter Geschmack, nicht parfümiert und ohne die beschissenen Zusatzstoffe, wie in den normalen Zigaretten," erklärt er mir und bietet mir eine der langen und dünnen Palheiros an. Nach ein paar Zügen wird mir leicht schwindelig und etwas schlecht. Ich lege die Zigarette in den Aschenbecher und lasse sie ausgehen. Fernando ist ein kommunikativer Mann. Wir unterhalten uns und irgendwann im Laufe des Nachmittags lädt er mich schließlich zu sich auf seine Fazenda ein. Und er

hält sein Wort. Trotz Palheiros und reichlich Cachaça, den aus Zuckerrohr gewonnenen Schnaps. Ein paar Tage später holt er mich, gemeinsam mit einem befreundeten Journalisten, im Zentrum Arcoverdes ab und fährt mit uns auf seine Fazenda, die etwa 15 Kilometer südöstlich der Kleinstadt liegt. Fernando fährt einen alten Geländewagen. Er hat die gleichen Klamotten an, die er schon am Wochenende trug. Im Mundwinkel hat er eine Palheiro. Die Fahrt dauert nicht lange, bis wir in Caraíbas ankommen. Im Schritttempo fahren wir durch das kleine Dorf. Fernando hält häufig und erkundigt sich bei den Bewohnern nach den Neuigkeiten. Hier kennt jeder jeden. Es gibt einen Supermarkt, zwei kleine Bars und nicht viel zu tun. Die Leute sitzen vor ihren Häusern, in einer der Kneipen oder auf dem Kirchplatz, der noch vom São João Fest im Juli mit bunten Fahnen und Lampions geschmückt ist. Ein typisches Bild hier im brasilianischen Nordosten. Die Namen der Dörfer wechseln, doch die Szenarien in den unzähligen kleinen Gemeinden des Sertão ähneln sich sehr.

Direkt hinter dem Ortsausgang fahren wir durch ein Holztor auf Fernandos Fazenda, die sich über mehrere Hügel erstreckt. „Schaut! Das ist das Wertvollste," sagt er, als wir über eine kleine Talsperre fahren, zu deren Linken sich ein großer See erstreckt und erklärt weiter: „Ein Großgrundbesitzer mit 100 Hektar, der kein Wasser hat, ist ärmer, als ein Kleinbauer mit einem Hektar Land und einer eigenen Quelle." Die Trockenheit und der oft jahrelang ausbleibende Regen sind in der Tat das größte Problem für die überwiegend landwirtschaftlich genutzte Fläche des Sertão. Caraíbas liegt an der Grenze der Region Agreste und dem Sertão. Hier regnet es noch relativ regelmäßig. Die Menschen sind nicht so stark von der Dürre betroffen wie in den Regionen weiter westlich.

Auf der Fazenda reiht sich eine Pferdekoppel an die Nächste. Es gibt mehrere Ställe und kleine Hütten für Gäste und Bedienstete. Auf dem höchsten Berg in der Umgebung wohnt Fernando mit seiner Frau und einer Tochter. Schon in Caraíbas konnte man von Weitem sein Haus sehen. Wie ein Fürst thront er über seinen Vasallen. Wir halten an einem der Ställe und laden unsere Sachen aus. Fernando stellt uns zwei seiner Angestellten vor. Xaxado und Chicinho sind beide Anfang zwanzig und für die Pferde auf der Fazenda verantwortlich.

„Das ist unsere Zukunft!", sagt Fernando mit lauter Stimme als er mir einen braunen, hochgewachsenen Zuchthengst zeigt. Er führt mich durch den Stall, wobei er sein Feuerzeug an den Gitterstäben der Pferdeboxen entlangrattern lässt. Zwischen 70 und 90 Pferde besitzt er, so genau weiß er das nicht. Seine Mitarbeiter wissen das. Und dann muss Fernando plötzlich los, er habe noch etwas zu erledigen. Sein Geländewagen verschwindet in einer Staubwolke und wir werden ihn erst wieder am nächsten Tag zum Mittagessen sehen. Wir

nehmen unser Gepäck und gehen in die Casa dos Artistas, eine kleine Hütte auf dem Gelände der Fazenda, die Fernando für seine Gäste hergerichtet hat. Er umgibt sich gerne mit Musikern und Künstlern, daher der Name des kleinen Häuschens. An den Wänden stehen unzählige Sprichwörter. „O Sertão resiste, nunca desiste! – Der Sertão hält stand und gibt niemals auf!" hat irgendjemand mit Kohle neben die Eingangstür geschrieben.

Als ich in den Stall zurückkomme, striegelt Chicinho eines der Pferde. „Ich bin gesegnet, denn ich darf mich um die edelsten Geschöpfe kümmern, die Gott schuf", erzählt er mir. Vor sieben Jahren kam der 23-Jährige aus Gravata, wo Fernando Rinder züchtet, um ihm hier auf der Fazenda zu helfen. Die Arbeit mache ihm großen Spaß. Etwas anderes könne er sich nicht mehr vorstellen. Zum Studieren sei er nicht geboren. Chicinho führt den Hengst aus seiner Box in ein Metallgestell, das hinter dem Stall auf dem Hof steht. Er fixiert das Pferd, nimmt eine Schere und stutzt die Haare an, in und auf den Ohren. „Je schöner und gepflegter ein Pferd auf einer Ausstellung präsentiert wird, desto besser ist die Platzierung. Und dann steigt der Preis," erklärt er mir. Die meisten Pferde erzielen auf dem Markt einen fünf-, einige auch sechsstellige Beträge. Ohne Fernando wäre die Situation in Caraíbas noch komplizierter als sie ohnehin schon sei. Er tue viel Gutes und helfe den Bewohnern so gut es gehe, erzählt Chicinho nahezu ehrfürchtig von seinem Chef, den er, ebenso wie die Dorfbewohner und alle die ihn kennen, Fernandão nennt – den großen Fernando.

Auf einer Weide hinter den Ställen macht ein junges Fohlen, das in der Nacht geboren wurde, seine ersten Galoppierversuche. Ein junger Bursche hält mit seinem Eselskarren am Futtertrog und lädt frisch geschnittenes Gras für die Pferde ab. Danilo ist ein Junge aus dem Dorf und relativ wortkarg. An den Händen hat er eine dicke Hornhaut. Seit zwei Jahren schneidet er Süßgräser für Fernandos Pferde. Nachdem er seine erste Tagesfuhre abgeladen hat, begleiten wir ihn bei seiner Arbeit. Etwas holprig geht es in ein nahe gelegenes Dickicht, wo er gerade arbeitet.

„Die Jobsituation hier ist sehr schlecht. Entweder hat man das Glück auf der Fazenda zu arbeiten, oder hin und wieder als Tagelöhner in Arcoverde. Es ist wirklich kompliziert. Die Familien hier helfen sich gegenseitig," erzählt Danilo auf der kurzen Fahrt. Die meisten seiner Freunde seien arbeitslos, lebten noch bei ihren Eltern und würden sich durch kleinere Gelegenheitsjobs ein Taschengeld verdienen. Gräser schneiden ist ein Knochenjob. Von Sonnenaufgang bis zum späten Nachmittag steht er in gebückter Haltung, mit einer kleinen Sichel in der Hand und schneidet das messerscharfe Gras. Die Sonne brennt und die kleinen Bäume spenden nur wenig Schatten. Im Unterholz und Gestrüpp gibt es giftige Schlangen. Der Lohn ist bescheiden, aber er hilft ihm und seiner Familie. Danilo sieht wie so viele Sertane-

jos, die im Freien arbeiten und körperlicher Arbeit nachgehen, älter aus, als er ist. Auf dem Rückweg setzt er uns auf dem Feldweg der ins Dorf führt ab und verabschiedet sich genauso wortkarg, wie er uns begrüßte.

Nach dem Abendessen bekommen wir im Casa dos Artistas Besuch. Reginaldo Manoel dos Santos wird mit uns die Nacht verbringen. Er arbeitet ebenfalls für Fernandão. Gemeinsam renovieren sie zwei der leer stehenden Häuser auf der Fazenda. Um der hohen Arbeitslosigkeit in Caraíbas ein wenig entgegenzuwirken, sollen hier in den nächsten Monaten Handwerkskurse für die Einwohner der kleinen Gemeinde angeboten werden. Reginaldo ist einer der zukünftigen Ausbilder, der den Dorfbewohnern zeigen wird, wie man Hängematten herstellt und einen elektrischen Webstuhl bedient. „Ich glaube in Tacaratu findest du keinen Haushalt ohne einen eigenen Webstuhl. Jeder lebt von Teppichen, Hängematten, Decken und Textilien," beschreibt Reginaldo seine Heimatstadt im Sertão. Sein ganzes Leben arbeitet er schon in der Textilindustrie. Jetzt gibt er sein Wissen an die Dorfbewohner weiter. In Caraíbas sollen anfangs ausschließlich Hängematten geknüpft werden. Jeder der möchte, kann an einem der Kurse teilnehmen. Das Knowhow und die erforderlichen Arbeitsmaschinen stellt Fernando kostenlos zur Verfügung. „Die Bewohner müssen nur das Arbeitsmaterial, also die Stoffe kaufen. Später können sie die Hängematten dann verkaufen und den Gewinn behalten," erklärt Reginaldo das Konzept des Projektes. Schon jetzt gibt es eine Warteliste von Interessenten, die an den Kursen teilnehmen wollen, um so durch den Verkauf der Hängematten ihre Haushaltskasse aufzubessern.

Das Projekt war Fernandos Idee. Er will der Bevölkerung seiner Gemeinde helfen. "Der Sertanejo lebt von Mais, Bohnen und Maniok. Aber was hier wächst, reicht selten, um seine eigene Familie davon zu ernähren. Deshalb muss man den Menschen Alternativen bieten," erklärt Fernando während des Mittagessens am nächsten Tag. Wir führen ein langes Gespräch, das eigentlich ein Monolog ist und ein Plädoyer für eine bessere und gerechtere Welt, für ein Leben im Einklang mit der Natur, für mehr Chancengleichheit und gegen den globalen Kapitalismus. Seit Jahrzehnten profitiert Fernando von einem System, das er zutiefst verachtet. „Geld interessiert mich nicht", sagt er. Fernando ist eine ambivalente Persönlichkeit, ein sozialistischer Kapitalist. Sich selbst bezeichnet er als Philanthrop. Er ist ein Verehrer Che Guevaras, dessen Bild über dem Esstisch auf der Veranda hängt, versteckt hinter einem kleinen Gemälde, das eines seiner alten Fischerboote zeigt. Gleichzeitig ist der 55-Jährige Großverdiener, er besitzt mehrere Ländereien, investiert in ökologisch nachhaltige Bauprojekte, züchtet Pferde und Rinder. Die Hängemattenwerkstatt ist sein jüngstes Vorhaben. Regelmäßig organisiert er Vorträge über Anbau- oder Bewässerungstechniken für die ortsansässigen

Bauern. Aus dem Stausee, der auf dem Gelände seiner Fazenda liegt, beziehen alle Einwohner Caraíbas kostenlos ihr Trinkwasser. Das ist viel wert in einer Region, in der es manchmal monatelang nicht regnet. Erst kürzlich hat er eine Demo-CD mit einer Folkloregruppe aus Caraíba aufgenommen. Als lokale Entwicklungshilfe bezeichnet er seine Unterstützung.

„Weißt du, was ich an den Menschen hier so schätze? Du kannst in einem Restaurant mit einem Reichen, einem Arbeitslosen, einem Handwerker, einem Dichter und einem Lehrer an einem Tisch sitzen. Alle trinken gemeinsam, unterhalten sich, essen vom gleichen Teller und haben zusammen eine gute Zeit. Es ist nicht wichtig, was du bist, sondern wer du bist. Jeder wird gleich behandelt," beschreibt Fernando die Sertanejos. Während unseres Gesprächs bekomme ich eine SMS. Fernando schaut mich an und sagt: „Lies! Die Nachricht ist von mir. Ein kurzes Gedicht, das Ana, eine gute Freundin von mir, im Casa dos Artistas geschrieben hat. Besser hätte ich meine eigene Lebensphilosophie nicht auf den Punkt bringen können."

"Somos feitos para a felicidade. Para a troca. Para a paz. Para a bondade. Para facilitarmos a existencia uns dos outros. Para a coragem e a alegria de simplesmente ser."

„Wir existieren, um glücklich zu sein, um uns gegenseitig auszutauschen. Für den Frieden. Für Güte. Wir existieren, um uns gegenseitig das Leben zu vereinfachen. Für den Mut und die Freude am Sein." (Ana Jacomo)

11. Der letzte Cangaçeiro

Pau de Arara heißen die kleinen Lastkraftwagen, auf deren Ladefläche mehrere Holzbretter als Sitzmöglichkeiten festgenagelt, einfach nur gelegt, oder irgendwie festgeknotet werden. Einem deutschen TÜV-Mitarbeiter würde beim Anblick wahrscheinlich schlecht werden, oder schwarz vor Augen. Um nach São Domingos zu kommen, gibt es aber nur zwei Möglichkeiten: den Pau de Arara, was so viel wie Papageienstöckchen heißt - die, auf denen die Vögel in ihrem Käfig sitzen - oder ein Motorradtaxi, mit einem der Jungs, die in Buíque am Marktplatz rumhängen und fleißig ein Döschen Pitú nach dem anderen trinken. Es ist 09:30h morgens, heute ist Wochenmarkt und das muss dementsprechend gefeiert werden. Die Stadt ist tatsächlich recht lebendig an diesem Morgen und die Freude über den ereignisreichen Tag so groß, dass ein paar Experten an der örtlichen Tankstelle ihren Grill unmittelbar neben einer Zapfsäule aufgestellt haben. Von Weitem

dachte ich die Tankstelle brennt, so stark hat der Grill geraucht.

Ich entscheide mich für den Pau de Arara. Als einer der Ersten klettere ich auf die Ladefläche und suche mir einen Platz zwischen Bierkisten, Reissäcken und Bananenkisten. Doch hingesetzt wird sich erst bei der Abfahrt. Zuerst werden Mehl, Bohnen, Fleisch, Mais, Schnaps, Säcke mit Popcorn und alle weiteren Einkäufe der Mitfahrenden, gemeinschaftlich auf den LKW geladen. Nach zwanzig Minuten geht es los Richtung São Domingos. „Fahr einfach hin und frag nach Seu Né", hat mir vor ein paar Wochen Anildomá Willans de Souza, ein Historiker aus Serra Talhada, gesagt.

In Buíque ist die Hupe wichtiger als die Bremse. Sie kommt an jeder Kreuzung zum Einsatz, um anzukündigen, dass man jetzt die Kreuzung überquert, oder um einen Bekannten zu grüßen. Und in Buíque kennt man sich, was nicht zu überhören ist. Am Ortsausgang verlassen wir die asphaltierte Straße und biegen auf eine sandige Schotterpiste ab. Dicke, warme Luft bläst mir ins Gesicht. Immer wenn wir ein Auto überholen, muss ich die Augen so lange zusammenkneifen, bis wir die meterhohen Staubwolken hinter uns gelassen haben. Wie überall im Sertão ist es auch hier, an der Grenze zur Region Agreste, wo es eigentlich regelmäßig regnet, in dieser Jahreszeit sehr trocken. Die Fahrt dauert etwa eine Stunde.

In São Domingos angekommen frage ich zwei Männer, die auf einem Baumstamm vor einem Haus sitzen, nach Seu Né. Gelangweilt zeigt einer der beiden auf ein kleines weißes Haus, auf der gegenüberliegenden Straßenseite. „Is ´zu Hause. Da is ´immer jemand", erhalte ich als Antwort von dem Jüngeren. An der Tür klatsche ich ein paar Mal laut in die Hände, die meisten Häuser in ländlichen Regionen haben keine Klingel. Eine Frau macht mir die Tür auf und stellt sich als Eliza Dantas vor, die Tochter von Seu Né. Sie ist freundlich, aber bestimmt. 15 Minuten gibt sie mir für ein Interview mit ihrem Vater. Länger könne er nicht mehr: „Sein Blutdruck steigt immer, wenn er über sein Leben erzählt," so Eliza Dantas.

Im Oktober wird Seu Né 98 Jahre alt. 1914 wurde er in Buíque geboren. Eigentlich heißt Seu Né mit richtigem Namen Manoel Dantas Loyola. Bekannt wurde er in den 1930er Jahren unter dem Namen „Candeeiro" (bras. für Öllampe). Er ist das letzte lebende Bandenmitglied des berühmten Cangaçeiros (Bandit) Lampião, der vor seinem Tod 1938 etwa zwanzig Jahre lang mit seiner Bande durch den Sertão zog. Die letzten Jahre begleitete ihn Seu Né durch die Caatinga, wie die trockene Vegetation, hier im brasilianischen Nordosten bezeichnet wird.

Für einen 97-jährigen Mann macht Seu Né einen sehr vitalen Eindruck. Zwar sieht und hört er nicht mehr gut, doch sein Händedruck ist fest. Mit etwa 14 oder 16 Jahren verlässt er seinen Geburtsort Buíque. Seu Né erinnert sich nicht mehr genau daran. Auf der Suche nach Arbeit verschlägt es

ihn nach Alagoas, den Nachbarstaat Pernambucos, im brasilianischen Nordosten, wo er unter anderem als Vaqueiro, wie die Cowboys hier genannt werden, auf einer Farm arbeitet. Er ist Anfang zwanzig, als eines Tages einige Cangaçeiros aus der Bande Lampiãos auf der Fazenda auftauchen, um sich vor der Polizei zu verstecken. Doch die Bandenmitglieder werden entdeckt und die Polizei umstellt die kleine Farm. Aus Angst um sein Leben schließt er sich der Gruppe an und flieht gemeinsam mit den Banditen, noch bevor der Zugriff erfolgt.

Zwei Jahre wird er mit den Cangaçeiros um Lampião in der trockenen Steppe des brasilianischen Nordostens verbringen. „Es war eine verrückte Zeit“, sagt Seu Né über sein Leben im Sertão. „Verrückt und hart. Manchmal hatten wir tagelang nichts zu trinken und zu essen, wenn wir uns vor der Polizei verstecken mussten,“ ergänzt der alte Mann. Er arbeitete während dieser Zeit als Bote und war dafür verantwortlich, Lampiãos Droh- und Erpresserbriefe persönlich, oder via Mittelsmänner, den Adressaten - Politikern, reichen Geschäftsleuten oder Großgrundbesitzern - zukommen zu lassen, in denen der Anführer der Banditen zumeist hohe Geldsummen forderte.

Ende des 19. Jahrhunderts bildeten sich die ersten Banden Gesetzloser im brasilianischen Nordosten. Die Cangaçeiros können in drei Gruppen eingeteilt werden: Die Unabhängigen, die in die eigene Tasche wirtschafteten, die politisch Motivierten, die für mehr soziale Gerechtigkeit und eine Landreform kämpften und die Auftragnehmer, die für Großgrundbesitzer und reiche Privatpersonen arbeiteten und beispielsweise eine Fazenda bewachten, oder Schutzgeld eintrieben. Doch die Grenzen waren fließend. Unabhängig von ihrer Motivation einte sie ihre Lebens- und Arbeitsweise. Die Cangaçeiros raubten Händler aus, entführten Politiker und Geschäftsmänner, erpressten Geld und überfielen Fazendas. Die Vorgehensweise dabei war nicht zimperlich. Häufig gab es Schießereien und Tote. Die Cangaçeiros führten ein Nomadenleben. Meistens waren sie zu Fuß unterwegs und nur selten blieben sie lange an einem Ort, aus Angst davor entdeckt zu werden.

Im Juli 1938 ruft Lampião alle Cangaçeiros des Sertão zu einem Treffen nach Alagoas zusammen. Der Grund für die geplante Zusammenkunft ist bis heute nicht eindeutig geklärt. „Er wollte dem Cangaço den Rücken zu kehren“, ist sich Seu Né sicher. Es könne sich aber auch um eine Neuorganisation der einzelnen Untergruppen gehandelt haben, behaupten einige Historiker. „Wir wissen den wahren Grund bis heute nicht“, sagt Anildomá Willans de Souza, der Leiter des Cangaço Museums in Serra Talhada, dem Geburtsort Lampiãos.

Das Treffen der Cangaçeiros sollte nicht mehr stattfinden. Auf dem Weg zum Treffpunkt werden die Banditen in ihrem Lager in Sergipe, dem Nach-

barstaat Alagoas, von der Polizei überrascht. Unter dem Kommando von Tenente João Bezerra und dem Sargento Aniceto Rodrigues da Silva eröffnen die Polizisten am 28. Juli 1938 das Feuer auf die Cangaçeiros. „Ich kann mich noch an den Tag erinnern. Schließlich wurde ich von einer Kugel im rechten Unterarm getroffen," erzählt mir Seu Né, während er auf die Stelle zeigt, wo er verwundet wurde. Er ist einer der wenigen, dem die Flucht gelingt. Lampião, seine Frau Maria Bonita und acht weitere Cangaçeiros sterben im Kugelhagel. Die Cangaçeiros werden enthauptet, ihre Köpfe konserviert und quer durch Brasilien ausgestellt. Bis in die 1960er Jahre waren sie im anthropologischen Museum in Salvador zu sehen, bevor sie ihren Familien übergeben wurden.

Seu Né stellte sich wenige Tage nach dem Übergriff der Polizei und wurde gemeinsam mit weiteren Cangaçeiros zu einer zweijährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Er kehrt schließlich nach São Domingos zurück, verdient sein Geld erneut auf Fazendas, verkauft später Zigaretten und arbeitet bis zu seiner Rente als Händler.

Seu Né macht einen entspannten Eindruck, seine Augen leuchten, wenn er von seiner Zeit in der Caatinga erzählt, von Bluthochdruck eigentlich keine Spur, aber seine Tochter beharrt darauf, dass ich mein Aufnahmegerät ausschalte. Eines ist ihm, als ehemaligem Cangaçeiros bevor ich gehe noch wichtig: „Lampião war ein guter Kerl und ein treuer Freund." Über die eigentlichen Ziele der Gruppe und die Gewalttaten verlor er während unseres Gespräches kein einziges Wort.

12. Freestyle auf Brasilianisch - Die Repentistas des Sertão

Es dauert nicht lange bis der Kleinbus, ein dunkelblauer Nissan, mit den Wartenden vollgepackt ist. Von Serra Talhada bis nach Carnaiba fährt man ungefähr eine Stunde. Der alte Fahrer verlangt 12 Reais von jedem Fahrgast. Die Straße führt durch eine extrem trockene, sandige Landschaft. In dieser Region hat es schon lange nicht mehr geregnet. Neben dem Dornengestrüpp, das hier fast die gesamte Fläche bedeckt, wachsen auf dem steinigen Boden die regionaltypischen Mandacarus, meterhohe Kakteen, die bestens an das trockene Klima angepasst sind. Am Himmel drehen Geier ihre Runden, auf der Suche nach etwas Fressbarem am Boden. Auf Google Maps findet man zwar Carnaiba in Pernambuco, doch es ist falsch eingezeichnet. Die Stadt liegt etwa 70 Kilometer nordöstlich von Serra Talhada und nicht wie auf der Karte an der Grenze zu Alagoas und Bahia, im Süden des Bundesstaates, was mich auf meiner Reise anfangs etwas verwirrt. Carnaiba ist ein kleines Provinznest, das in einem Talkessel liegt.

Heute Abend findet hier das „Primeiro Pajeú das Flores do Repente e da Viola“ statt, ein Repentista Musikfestival. Ich bin mit einem Freund unterwegs. Wir steigen an der örtlichen Tankstelle aus und nehmen uns ein Zimmer in einem Motel, das direkt an der Bundesstraße liegt. Nach dem Abendessen machen wir uns gemeinsam auf den Weg in die Stadt. Selten habe ich eine so bedrückende, morbid-chaotische Stimmung erlebt, wie auf dem Weg ins Zentrum. Die Straßen sind voller Schlaglöcher und schlecht beleuchtet. Vor jedem Haus stehen Bewohner, die uns anstarren. Wir laufen an einer Gruppe vorbei, die sich um einen schreienden und weinenden Mann versammelt hat. Alle sind hektisch und reden laut durcheinander. Worum es geht, bekomme ich nicht mit. Es herrscht eine latent aggressive Stimmung und ich fühle mich unwohl in den dunklen Gassen, die wir zügig hinter uns lassen. Die Bühne, auf der die Künstler auftreten werden, steht im sogenannten Stadtpark, der entzückenderweise komplett betoniert ist. Wie man diesen Ort für ein kleines Musikfestival aussuchen kann, verstehe ich nicht.

Nach und nach versammeln sich einige Zuschauer vor der Bühne. Die Künstler sitzen gemeinsam an einem großen Tisch und warten auf ihren Auftritt. Paarweise werden sie an diesem Abend in einem Wettstreit gegeneinander antreten. Der Moderator betritt die Bühne, begrüßt die Zuschauer und stellt die Kontrahenten vor. Die erste Paarung des Abends sind Edivando Nogueira und Rinaldo Aleixo. Der Moderator hält mehrere Umschläge in seiner Hand, von denen sich die Beiden gemeinsam einen aussuchen und ihm wieder zurückgeben. Er öffnet das Couvert und liest folgenden Satz vor: „Wenn eines Tages meine Ehe in die Brüche geht, dann ist die Tochter meines Chefs daran schuld.“ Dann geht es los. Ab jetzt haben Edivando und Rinaldo genau fünf Minuten Zeit, die passenden Reime zu dem vorgegebenen Satz zu finden.

Im Hip-Hop würde man sie Freestyler nennen. Hier im Nordosten Brasiliens heißen sie Repentistas. Der passende Beat kommt dabei auch nicht aus Boxen oder von einem Beatboxer, wie es bei Rappern meistens der Fall ist. Die Repentistas spielen beide eine zehnsaitige Viola zum immer gleichbleibenden Rhythmus. Und statt Baggy Pants ist hier, ganz bieder, Hemd in Hose angesagt. Repentistas sind Improvisationsmusiker, die in der cultura sertaneja einen wichtigen Platz einnehmen. In den Kleinstädten des Sertão treten sie auf öffentlichen Plätzen, Märkten und in Bars auf. Hin und wieder trifft man sie auch in Großstädten an touristisch geprägten Orten. Die cantorias, wie ihre improvisierten Lieder genannt werden, folgen dabei fest vorgegebenen Rhythmen und komplexen Reimschemen. Ihre Texte können poetisch, humoristisch, politisch, sozialkritisch, banal, intelligent, oder obszön sein. Der Gestaltung der cantorias sind keine Grenzen gesetzt.

Das erste Gesangsduell des Abends entscheidet Edivando Nogueira für

sich. „Das war durchschnittlich“, kommentiert er enttäuscht seinen Auftritt. Noch zwei Mal muss er auf die Bühne. Die Wettkämpfe folgen strengen Regeln. Es gibt drei Durchgänge mit drei verschiedenen Versschemen. Einer der Klassiker ist die décima, die zehnzeilige Strophe, die in der letzten Runde auf dem Programm steht. Repentistas beherrschen eine Vielzahl von Versmaßen. Es dauert sehr lange und bedarf viel Übung, um das Handwerk zu erlernen. Die meisten erfolgreichen Repentistas haben schon im Jugendalter mit dem Singen und dem Improvisieren angefangen. So wie Jorge Macedo, der sich hinter der Bühne auf seinen Auftritt vorbereitet. „Ob ich nervös bin? Nein. Das ist Routine für mich. Wenn du jedes Wochenende Shows spielst und im Monat auf zwei oder drei Festivals bist, wirst du nicht mehr nervös,“ erzählt er. Schon als 16-Jähriger hat er im Ceará als Improvisationsmusiker angefangen. Seit dreißig Jahren steht er inzwischen auf der Bühne. Jorge ist professioneller Musiker, so wie alle Künstler, die in Carnaiba auftreten. Seinen Lebensunterhalt verdient er überwiegend mit den Preisgeldern auf Repentistafestivals, aber er spielt und schreibt selbstverständlich auch Forrólieder, gibt kleinere Konzerte und hat schon mehrere Platten aufgenommen, die er bei seinen Shows verkauft. „Jetzt, so kurz vor dem Auftritt denke ich nicht darüber, nach was ich gleich singen werde. Ich versuche mich zu konzentrieren, lasse mich dann von dem Thema überraschen und hoffe, dass mir ein paar gute Reime einfallen,“ erzählt Jorge, kurz bevor er mit seinem Partner auf die Bühne gerufen wird. O mundo dos passarinhos, die Welt der Vögelchen, lautet ihre Vorgabe für die Runde der Siebensilber. Auch ohne Konzentrationsphase fällt Jorge genug ein und zehn Minuten später steht er schon wieder, mit einem breiten Grinsen, hinter der Bühne. „Ich bin zufrieden, aber es hätte besser laufen können. Es ist wie im Fußball. Du betrittst das Spielfeld, gibst dein bestes und hoffst deinen Gegner zu schlagen,“ so Jorge. Aber Erasmo Ferreira, sein Kontrahent, hat einen sehr guten Tag erwischt. Am Ende des Abends wird er das Festival als Gewinner verlassen. „Wir verteilen Schulnoten von 0 bis 10. Entscheidend für eine gute Note ist an erster Stelle die Metrik, dann der Inhalt, der Gesang, die Reime und natürlich die Präsentation,“ erklärt mir Hécio de Siqueira Alves, der Vorsitzende der fünfköpfigen Jury, an diesem Abend in Carnaiba. Die Noten aller drei Durchgänge werden am Ende addiert und so das beste Ergebnis ausgerechnet.

Repentistas gibt es im Sertão schon sehr lange. Ihre Tradition ist eng verbunden mit der Literatura de Cordel, Literatur an der Schnur, einer Form der Volksliteratur, die von portugiesischen Auswanderern nach Brasilien gebracht wurde und sich hier insbesondere im Nordosten etablierte. Der Name ist auf die alten Verkaufsstände zurückzuführen, wo die dünnen Heftchen mit Klammern an einer Kordel befestigt waren. Die Schriften sind wie die

cantorias der Repentistas in Versform verfasst und waren über einen langen Zeitraum hinweg häufig die einzige Informationsquelle für viele Menschen im Nordosten. Die Themen waren ebenso vielfältig, wie es die Texte der Improvisationskünstler noch heute sind. Repentistas waren entweder selbst Cordel-Autoren, oder bedienten sich anfangs dieser Literaturform und trugen sie auf öffentlichen Plätzen in den Gemeinden des Sertão vor. Für die arme Landbevölkerung, die oft nicht lesen konnte, waren sie Informationsquelle, Geschichtenerzähler und Unterhaltung zugleich. Schritt für Schritt entwickelte sich der heutige Stil der Repentistas, der Schlagabtausch zwischen zwei Künstlern, bei dem sie abwechselnd dem Versmaß folgend Geschichten und Lieder improvisieren, bis sich einer von beiden geschlagen gibt. Auch die Tradition der Literatura de Cordel hat sich bis heute gehalten. Noch immer kann man die kleinen Hefte mit Gedichten, spannenden Erzählungen und teils absurden Geschichten auf Märkten kaufen. Die Verbreitung und Relevanz hat jedoch im Vergleich zu den Improvisationsmusikern abgenommen.

„Dank unseres Ex-Präsidenten Lula da Silva, der sich für unsere Kultur eingesetzt hat, ist unser Beruf jetzt offiziell staatlich anerkannt. Wir sind professionelle Musiker, unsere Berufsbezeichnung lautet Repentista," erklärt mir Edivando Nogueira voller Stolz nach dem Festival. Er hat einen der mittleren Plätze belegt, in den letzten beiden Runden ist es für ihn besser gelaufen. Schon alleine die Teilnahme sei für ihn ein Gewinn: „Es ist immer eine Ehre auf ein Festival eingeladen zu werden und unsere Kultur den Menschen in der Region zu präsentieren." Edivando drückt mir eine seiner CD´s in die Hand bevor er sich verabschiedet. Es ist inzwischen fast zwei Uhr morgens und er hat noch einen weiten Weg vor sich. Nachmittags muss er im Ceará wieder auf der Bühne stehen. Sein zweites Festival für dieses Wochenende. Auf dem Weg in unser Hotel sind die Straßen leer. Nur ein paar Straßenhunde streunen umher. Es ist Zeit zu schlafen. Am nächsten Morgen geht meine Reise weiter ins 250 Kilometer südlich gelegene Jatobá.

13. Sklave, Indio, Sertanejo

Mit einer Tasche, seiner Gitarre und einem kleinen Songrepertoire macht er sich Ende der 1990er Jahre auf den Weg nach São Paulo. Er spielt in Bars, Restaurants und auf der Straße. Erfolg stellt sich nicht ein. Schon nach wenigen Monaten packt er wieder seinen Koffer und fährt weiter in den Süden nach Florianópolis. Auftritte, kleine Konzerte, aber Fuß fassen kann er auch hier nicht. Ständig plagen ihn Geldsorgen. Sein Weg führt ihn weiter nach Rio de Janeiro, nach João Pessoa und schließlich ein zweites Mal nach São

Paulo. Mehrere Jahre reist er durch Brasilien und hält sich mit seiner Musik und Gelegenheitsjobs über Wasser, bis er wieder in seinen Geburtsort Jatobá, im Süden Pernambucos, zurückkehrt. „Ich sehe ausgetrocknete Quellen, ich sehe das Volk leiden, was ich nicht sehe, ist ein Ende des starken Glaubens der Nordestinos. Auch hier kann ich glücklich sein, wozu davon laufen, seine Zeit verschwenden und sich im Süden des Landes schlecht behandeln lassen," lautet eine Strophe aus seinem Lied Nunca deixa o meu Sertão, in dem er sowohl das harte Leben in der Region beschreibt, als auch seine Erfahrungen verarbeitet, die er auf seiner Reise gesammelt hat.

Gean Ramos Leben verläuft wie so viele Leben der jungen Sertanejos, die ihr Glück im reicheren Süden des Landes suchen und dabei scheitern. Die Arbeitslosigkeit in Jatobá ist hoch. Seine Familie ist arm. Das Geld reicht nicht, um ein Studium nach seinem Schulabschluss aufzunehmen. „Hier in Jatobá sah ich für mich keine Perspektive, deshalb bin ich damals einfach los", erzählt Gean. Seine Reise ist eine Suche. Auch wenn er nicht genau weiß, wohin sie ihn führen soll und wonach er eigentlich genau sucht, wird Gean trotzdem fündig. Er hat zu sich und zu seinen Wurzeln gefunden. Er besinnt sich auf seine Herkunft, seinen Ursprung und seine Heimat und verarbeitet sie in den Folgejahren in seinen Liedern. Geans Vater ist Nachkomme von afrikanischen Sklaven, die in den Quilombos, den Dörfern und Gemeinden entflohener Sklaven im brasilianischen Nordosten, lebten. Seine Mutter gehört den Pankararu an, einem Indiostamm, der in der Grenzregion zwischen Bahia, Alagoas und Pernambuco beheimatet ist. Entsprechend seiner eigenen Wurzeln und der Gesellschaftsstruktur des Sertão, hat Geans Musik insbesondere afrikanische und indianische, aber auch europäische Einflüsse.

Não é por não estar na África Que eu não me vejo lá, Não é por ser brasileiro Que o meu sangue não circula lá,	Dass ich nicht in Afrika bin, heißt nicht, dass ich mich dort nicht sehe, Dass ich Brasilianer bin, heißt nicht, dass mein Blut nicht auch dort fließt,
Me vejo em cada rosto, na cor da pele, turbante de cabelo, Me vejo em cada sorriso, na força do sangue guerreiro	Ich sehe mich in jedem Gesicht, sehe es an der Hautfarbe, meinen Haaren, Ich sehe mich in jedem Lächeln, an der Kraft des kriegerischen Blutes,
Meu avó deixou lá minha cor, a certeza que eu fui, que eu sou, África, eu sou África	Mein Großvater hinterließ meine Farbe, und die Gewissheit Afrika gewesen zu sein, die Gewissheit Afrika zu sein

So lauten die ersten Strophen seines Liedes África Soul. Nicht nur textlich setzt er sich viel mit Afrika, Indios und dem Sertão auseinander, sondern auch stilistisch und musikalisch. Gean hat sich in der Region einen Namen als Künstler gemacht. Seit zehn Jahren lebt er ausschließlich von der Musik, gibt Konzerte und tritt auf zahlreichen Festivals auf. Erst kürzlich hat er seine erste DVD veröffentlicht. Wohl niemand vereint die gesellschaftliche und kulturelle Vielfalt des Sertão besser als der 32-Jährige, der von sich selbst sagt: „Ich bin zu 50 Prozent Sklave, zu 50 Prozent Indio und zu 100 Prozent Sertanejo."

14. Gefahr für die Republik – Die Geschichte Antônio Conselheiros

Nach dem Einmarsch napoleonischer Truppen in Portugal siedelt der portugiesische Königshof im Jahr 1807 nach Brasilien über, von wo aus die Amtsgeschäfte weiter fortgeführt werden. Die ehemalige Kolonie Brasilien wird durch die neue Hauptstadt Rio de Janeiro zum eigentlichen Zentrum des damaligen portugiesischen Weltreiches, das sich über vier Kontinente erstreckte. Um seine Macht in der alten Heimat und den überseeischen Besitztümern zu sichern, muss König João VI. 1821 nach dem Abzug der französischen Armee, gegen seinen Willen, nach Portugal zurückkehren. Sein Sohn Dom Pedro I. bleibt in Brasilien zurück und übernimmt die Herrschaft. Die Welle der Unabhängigkeitsbewegungen in Lateinamerika erfasst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts schließlich auch Brasilien. Doch

Pedro folgt dem Rat seines Vaters, nicht gegen die Bestrebungen der Bürger nach einem unabhängigen Staat anzugehen, sondern sich an die Spitze der Bewegung zu setzen. So ist er es, der 1822 mit dem berühmten „Grito de Ipiranga“ die Unabhängigkeit Brasiliens vom ehemaligen Mutterland Portugal proklamiert. Dadurch bleibt das Haus Bragança fast 70 Jahre lang in Brasilien an der Macht, bis das brasilianische Militär 1889 gegen Dom Pedro II., den Sohn Pedro I. putscht und die Generäle die Republik ausrufen. Dom Pedro II., der in Brasilien äußerst populär war, geht ins französische Exil, die Monarchie und Herrschaft des Hauses Bragança nehmen ein Ende. Nur ein Jahr zuvor unterzeichnete Kronprinzessin Isabella die Lei Áurea, das goldene Gesetz, mit dem Brasilien, als letztes westliches Land, die Sklaverei offiziell abschaffte. Hunderttausende Sklaven wurden in die Freiheit entlassen.

Brasilien durchläuft im ausgehenden 19. Jahrhundert eine Phase gesellschaftlicher und politischer Umbrüche. Zu dieser Zeit sorgt der kleine Wanderprediger Antônio Vicente Mendes Maciel im Sertão für Aufsehen. Seine Anhänger sehen in ihm einen Sozialreformer, der sich für die Rechte der armen Bürger einsetzt, seine Gegner – die konservative Herrscherelite – eine Gefahr für die junge Republik. Noch heute zählt Maciel zu den bekanntesten und wichtigsten Persönlichkeiten in der Geschichte des Sertão. Noch heute sind die Meinungen der Historiker über sein tatsächliches Wirken und sein Bild in der brasilianischen Öffentlichkeit gespalten. Und noch heute gibt es viele offene Fragen über seine Zeit in Canudos, die 1896 in einer der größten Katastrophen in der Geschichte des Sertão enden sollte.

Am 13. März 1830 wird Antônio in dem kleinen Dorf Quixeramobim, im Inland des Ceará geboren. Seine Kindheit ist schwierig. Als kleiner Junge verliert er seine Mutter. Sein Vater, ein einfacher Geschäftsmann, der viel arbeitet, um seine Familie zu ernähren, widmet sich in seiner Freizeit mehr dem Trinken, als seinen Kindern. Früh wird Antônio mit Gewalt konfrontiert. Seine Familie befindet sich in einer Blutsfehde mit der reichen Großgrundbesitzerfamilie Araújo, ein gewaltsamer und blutiger Streit um Ehre, der sich über Jahre hinweg zieht und auf beiden Seiten viele Opfer fordert. Die Maciels sind arm, aber es gelingt dem Vater, einen Platz an einer renommierten Schule für seinen Sohn zu bekommen. Hier erhält Antônio eine solide Ausbildung. Neben Portugiesisch und Arithmetik lernt er Latein und Französisch und beweist sich als guter Schüler. Seine eigentliche Leidenschaft gilt jedoch der Religion. Antônio liest die Bibel, besucht regelmäßig den Gottesdienst und wird schon als Jugendlicher von seinen Mitmenschen als sehr fürsorglich und zuvorkommend beschrieben. Der unerwartete Tod seines Vaters, im Jahr 1855, durchkreuzt seine Pläne Priester zu werden. Als neues Familienoberhaupt muss er sich um seine Schwiegermutter und seine jüngeren Schwestern kümmern. Antônio übernimmt das Geschäft seines

Vaters, doch er beweist kein Geschick als Händler, sodass er bereits nach kurzer Zeit anfängt, bei einem Notar als Buchhalter zu arbeiten. Nachdem seine jüngeren Schwestern das Haus verlassen haben, heiratet auch Antônio, für damalige Verhältnisse relativ spät, eine seiner Cousinen, mit der er nach Sobral zieht. Hier im Norden des Ceará arbeitet er unter anderem als Lehrer und Armenanwalt. Seine Ehe hält nicht lange. Seine Frau betrügt ihn und sein bürgerliches Leben geht in die Brüche. Gedemütigt und beschämt versucht Antônio sein altes Leben hinter sich zu lassen und begibt sich auf eine Pilgerreise durch den Sertão.

Ziellos zieht er durch die Weiten des Trockengebietes. Er hält sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser, restauriert und renoviert kleine Kapellen, Kirchen und Friedhöfe. Seine Arbeit als Steinmetz und Maurer und die zufällige Bekanntschaft mit einem Priester, der durch den Sertão zog, um sich um die arme Landbevölkerung zu kümmern, beeinflussen und prägen ihn nachhaltig. Sein alter Wunsch keimt wieder auf, selbst Priester zu werden. Schließlich beginnt Antônio auf seiner Reise, der armen Landbevölkerung aus den Evangelien vorzulesen. Schnell macht er sich einen Namen als Wanderprediger, der den Menschen zuhört und immer einen Rat für ihre Probleme weiß. Nach und nach schließen sich ihm immer mehr Menschen an, die ihn auf seinem Weg begleiten und ihn fortan Antônio Conselheiro – Antônio den Ratgeber – nennen.

Conselheiro gilt als Charismatiker, viele seiner Anhänger verehren ihn wie einen Messias. Seine zunehmende Sympathie unter den armen Sertanejos, denen er aus der Bibel vorliest und die ihn um Rat bitten, führt zu einer stetig wachsenden Anhängerschaft und damit gleichzeitig zu einer kontinuierlich größer werdenden Gruppe von Neidern und Gegnern. Als Laienprediger, der die Bibel nach seinen eigenen Maßstäben auslegt, ist er der katholischen Kirche und den Priestern ein Dorn im Auge. Auch zieht er die Missgunst der Großgrundbesitzer auf sich, da sich viele Landarbeiter seiner Gruppe anschließen. Conselheiro plädiert schon damals für eine gerechtere Landverteilung und für mehr soziale Gerechtigkeit. Seine Wirkungsstätten sind die Straßen und Dorfplätze der kleinen Gemeinden im Hinterland des Nordostens. Zu seiner Popularität trägt schließlich eine der verheerendsten Dürren des Sertão im Jahr 1887 bei. Schätzungen zufolge sterben damals über 100.000 Sertanejos. Die hungernde Landbevölkerung plündert und überfällt Fazendas und Großgrundbesitzer. Conselheiro, der inzwischen seit mehreren Jahren durch den Sertão pilgert, ist kein Befürworter der Plünderungen, zeigt aber Verständnis für die notleidenden Sertanejos. Entgegen der brasilianischen Presse verurteilt und kriminalisiert er nicht die Handlungen der hungernden Bevölkerung. Infolge der Jahrhundertdürre und der Abschaffung der Sklaverei im Folgejahr wächst seine Gefolgschaft weiter an.

Genau zu dieser Zeit wird aus der brasilianischen Monarchie die erste brasilianische Republik.

Weitere fünf Jahre zieht Conselheiro als Wanderprediger durch das Hinterland des Sertão, bis er im Jahr 1893 im Norden des Bundesstaates Bahia die Siedlung Belo Monte, auf einer Fazenda namens Canudos gründet. Innerhalb kürzester Zeit versammeln sich Tausende Sertanejos um ihren selbst erkorenen Messias in Belo Monte. Die meisten von ihnen sind Bauern, Indios und ehemalige Sklaven, auf der Suche nach Arbeit, eigenem Land und einer neuen Heimat. Jedem Neuankömmling in Belo Monte wird ein Haus, dass die Gemeinschaft zusammen errichtet und Arbeit garantiert.

Der Historiker und Literaturwissenschaftler João Ferreira Damião beschreibt Conselheiro und seine Anhänger als „eine der beeindruckendsten Sozialbewegungen der brasilianischen Geschichte." Der bedingungslose Zusammenhalt sei eines der wichtigsten Merkmale der Gruppe gewesen. „In Belo Monte herrschte ein außergewöhnliches Maß an Solidarität," so Damião. Sich Conselheiro anzuschließen, ist für viele mittellose Sertanejos die einzige Möglichkeit, dem Hunger und der Perspektivlosigkeit zu entfliehen und ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Ein Zufluchtsort für Landlose und Menschen am Rande der damaligen Gesellschaft. „Conselheiro sprach den armen Sertanejos aus dem Herzen. Er war die personifizierte Hoffnung der Menschen auf eine bessere Zukunft," beschreibt João Damião die Popularität des Wanderpredigers. Die Siedlung wächst kontinuierlich, doch bis heute herrscht unter Geschichtswissenschaftlern Uneinigkeit über die Größe Belo Montes. „Wahrscheinlich waren es zwischen 15.000 und 20.000 Einwohner", sagt der Historiker Damião. Damit wäre die Siedlung nach Salvador eine der größten Städte Bahias im ausgehenden 19. Jahrhundert gewesen.

Das Phänomen Conselheiro spaltet die brasilianische Gesellschaft. Die regimetreue republikanische Presse beschreibt ihn als religiösen Fanatiker, einen verrückten und vergangenheitsbehafteten Monarchisten, mit kontrarevolutionären Ambitionen. So verbreitet sich unter der neuen brasilianischen Elite und den alteingesessenen Großgrundbesitzern Angst. Die Landbevölkerung des Sertão steht nahezu geschlossen hinter Conselheiro. Die Angst vor ihm und seiner Bewegung in den besser situierten und elitären Kreisen wird jedoch immer größer. Conselheiro lehnt die Republik öffentlich ab. Er bezeichnet die republikanische Regierung als die „Verkörperung des Antichristen auf Erden". Ihre Steuerforderungen seien zudem exorbitant. In der Gemeinde Bom Jesus lässt er eine aufgestellte Tafel mit den Abgabeforderungen zerstören und weigert sich die Steuern zu bezahlen. Außerdem ist Conselheiro ein vehementer Gegner der Zivilehe. Nach seinem katholischen Verständnis sei die Ehe ein Sakrament, das der

Staat nicht institutionalisieren dürfe. „Conselheiro stellt die Regeln und die Struktur der brasilianischen Elite infrage," und so sei es, dem Historiker Damião folgend, nur eine Frage der Zeit gewesen, bis die Regierung handeln und Belo Monte den Garaus machen würde. „Die republikanische Regierung suchte nur nach einem Vorwand um die friedliche Gemeinde in eine gewalttätige Auseinandersetzung mit dem Militär zu verwickeln", erzählt Damião. So wird im Jahr 1896 aus einer Lappalie ein blutiger Bürgerkrieg.

Die neue Kirche Belo Montes sollte Conselheiro und seinen Anhängern zum Verhängnis werden. Für den Bau des Gotteshauses bestellt Conselheiro in Juazeiro da Bahia Holz, das er nachweislich bezahlte. Das Baumaterial wird allerdings nicht geliefert und es geraten Gerüchte in Umlauf, einige Anhänger Conselheiros hätten sich bereits bewaffnet auf den Weg nach Juazeiro gemacht, um das Bauholz gewaltsam in ihren Besitz zu bringen. Die Verantwortlichen des Stadtrates aus Juazeiro fordern umgehend polizeiliche Unterstützung der bahianischen Regierung an. Das Gerücht erweist sich als falsch. Niemand von Conselheiros Anhängern erscheint in Juazeiro und die Polizeieinheiten beschließen nach Belo Monte aufzubrechen. Auf dem Weg werden sie in Uauá von den Conselheiristas, die vorgewarnt wurden, überrascht. Es kommt zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Gruppen, aus der Conselheiro und seine Leute, im November 1896 siegreich hervorgehen. Zwei weitere Angriffe der Polizeisondereinheiten können die Conselheiristas im Januar und im März 1897 noch erfolgreich abwehren. Der vierte Angriff ist ein vom brasilianischen Militär geplanter Feldzug, der im Juni desselben Jahres beginnt und das Ende für Belo Monte bedeutet, dass die republikanische Regierung nach seinem alten und noch heute gebräuchlichen Namen, Canudos nennt.

Die republikanischen Regierungstruppen sammeln und formieren sich in den Folgemonaten, um das Gebiet in Canudos. Regelmäßig kommt es zu kleineren Gefechten. Die Conselheiristas leisten so gut es ihre karge Ausrüstung und Taktik zulassen Widerstand, bis es dem Militär im September gelingt, das Gebiet um Canudos zu umstellen. Nach weiteren schweren Schlägen mit vielen Opfern ergeben sich die meisten der Bewohner, nachdem ihnen die republikanische Regierung zusicherte, sie nicht umzubringen. Nur eine kleine Gruppe bleibt zurück. Es ist ein hoffnungsloses Unterfangen. Am 5. Oktober 1897 nehmen die Regierungstruppen Canudos ein. Niemand der Zurückgebliebenen überlebt diesen Tag. Entgegen des Regierungsversprechens werden auch die meisten der Gefangenen, darunter viele Frauen und Kinder, geköpft. Antônio Conselheiro erliegt wenige Tage vor dem Ende des Bürgerkrieges einer schweren bakteriellen Darminfektion. Die einzigen Überlebenden sind jene, denen vor der letzten Offensive die Flucht auf benachbarte Gehöfte und Fazendas gelingt. Das Projekt Belo Monte hat

ein Ende. „Mehr als 20.000 Menschen starben während des Guerra de Canudos," weiß der Historiker Damião.

Euclides da Cunha, einer der wichtigsten Schriftsteller Brasiliens des letzten Jahrhunderts, bezeichnete das Vorgehen der Regierungstruppen gegen die Bewohner Belo Montes als Verbrechen. Als Kriegsberichterstatter war er damals vor Ort und schrieb über den Guerra de Canudos für die Zeitung Estado do São Paulo. Später verarbeitete er die Erfahrungen in seinem wohl bekanntesten Roman „Os Sertões".

Heute befindet sich an der Stelle des ehemaligen Canudos ein großer Stausee. Einige Bewohner des neuen Canudos, das etwa 30 Kilometer entfernt wieder aufgebaut wurde, sind der Meinung, die brasilianische Regierung habe die Talsperre nur errichtet, damit das Wasser das Massaker und die Schandtaten des Guerra de Canudos für immer überdecke und der Krieg dadurch in Vergessenheit gerate. Die zweite Theorie besagt, der Stausee sei wegen der extremen Dürre und dem oft jahrelang ausbleibenden Regen angelegt worden. Die Wahrheit liegt wohl irgendwo dazwischen. Nach langen Trockenperioden, wenn der Seepegel niedrig ist, ragt das alte Kirchengemäuer aus dem Wasser und erinnert an den Anfang des Untergangs Canudos.

15. Jeder Tag ist ein Kampf

Pedro Oliveira de Santos ist Bauer. Er züchtet Ziegen und Rinder und baut auf seinem Land Mais, Bohnen und Maniok an. Seit er denken kann, hat er nichts anderes gemacht. Pedro lebt, seit seine Frau gestorben ist, alleine auf seiner kleinen Fazenda, irgendwo im Norden Bahias. Die nächstgelegene Stadt ist etwa eine halbe Stunde mit dem Auto entfernt. Der alte Mann besitzt keinen eigenen Wagen. Sein wertvollster Besitz sind seine Tiere und sein Glaube. Und ohne seinen Glauben hätte er die Hoffnung längst aufgegeben. Die Hoffnung darauf, dass es regnet, damit die Pflanzen des Sertão anfangen zu blühen, die Bäume Blätter tragen und das Gras auf dem staubtrockenen Boden wieder anfängt zu wachsen. Zwei Jahre ist es inzwischen her, seit der letzte Regentropfen fiel.

„Ein gutes Jahr, acht Schlechte. Die Dürre breitet sich immer weiter aus," beschreibt Pedro mit einem traurigen Lachen die Situation, während er seine Kälber füttert. Weit und breit ist kein einziges grünes Blatt zu sehen. Nicht an den Sträuchern und nicht an den Büschen. Die einzigen grünen Pflanzen in der Umgebung sind die meterhohen Mandacarus, die typischen Kakteen des Sertão. Das trockene Gestrüpp schimmert silbern, in der von der Sonne flimmernden Luft. Es gibt nur wenige Orte im Sertão, an denen es noch heißer ist als im nördlichen Bahia. Die extreme Hitze, der Wasser-

mangel und das unzureichende Futter haben Pedros Tiere gezeichnet. Alle sind stark abgemagert. Eines der Kälber ist so schwach, dass Pedro ihm auf die Beine helfen muss. Nach mehreren Versuchen steht es einige Sekunden auf zittrigen Beinen, bevor es zuerst auf seine Vorderläufe sackt und schließlich auch das Hinterteil wieder zu Boden geht. Seine Hilflosigkeit kann er nicht verbergen, während er den Kampf des Kalbes, sich auf den Beinen zu halten, beobachtet.

„Dieses Jahr habe ich wegen der Dürre schon sechs Rinder verloren. Und ich werde noch mehr verlieren," sagt Pedro, als er auf die zwei ältesten Tiere zeigt. Auch sie können seit Wochen nicht mehr aus eigener Kraft stehen. Pedro hat ihnen aus Holz eine Konstruktion gebaut, die den Rumpf der Rinder stützt, ähnlich einer Badewanne auf Pfählen, mit Löchern für die Beine der erschöpften Tiere. Die Kuh und der Ochse sind nur noch Haut und Knochen. Er schlafe schlecht, manchmal gar nicht. Die Tiere ließen ihm keine Ruhe. „Jeder Tag ist ein Kampf", sagt er mit leiser Stimme. Das Geld ist ihm ausgegangen und er kann für seine Tiere kein Futter mehr kaufen. Staatliche Unterstützung, oder gar Agrarsubventionen, wie man sie in Europa kennt, gibt es nicht. Doch gerade hier im Nordosten wäre eine existenzsichernde Finanzhilfe für die Kleinbauern wichtig.

Seit mehreren Wochen wartet Pedro inzwischen auf seine Wasserlieferung. Seine Vorräte sind fast aufgebraucht. Er wohnt zwar nur einige Hundert Meter von einem Stausee entfernt, doch die Strecke ist zu weit für den 68-Jährigen, um sie mehrmals täglich mit schweren Wasserkanistern zu bewältigen. Einen eigenen Brunnen hat er nicht. Pedro ist auf die Lieferanten angewiesen, die mit ihren Tanklastern das Wasser aus dem nahegelegenen Stausee holen und an die Kleinbauern in der Region verteilen. Von den zuständigen Lieferanten wird er immer wieder aufs Neue vertröstet, er solle sich noch ein wenig gedulden. Doch zu Wahlkampfzeiten spielen viele Politiker und deren Anhänger häufig perverse Spielchen, vor allem mit der Landbevölkerung. Er wisse nicht, wen er wählen solle, Politik interessiere ihn nicht. Er wisse nicht ob er, trotz Wahlpflicht, überhaupt wählen gehe und geschweige denn, wie er am Wahlsonntag ins Wahllokal kommen solle. So habe er es auch seinem Wasserlieferanten erzählt, der den Kandidaten der konservativen Partei unterstützt, oder war es der der Liberalen? Er wollte und konnte sich nicht festlegen, als er gefragt wurde und wer sich nicht eindeutig zu einem der Kandidaten bekennt, wer keine Parteifahne in seinem Vorgarten hisst, oder die Wahlnummer an seine Hausfront pinselt, der kann dies am eigenen Leib spüren. In seinem Fall mit einer verspäteten Wasserlieferung, die mindestens einem seiner Rinder und damit Schritt für Schritt auch Seu Pedro das Genick brechen wird. Insbesondere dann, wenn die extreme Dürre der letzten Monate weiter anhält. „Wenn es im Januar oder Fe-

bruar nicht regnet, dann gibt es keine Zukunft," so Pedro.

„Früher war es hier gut. Damals regnete es noch," erzählt er weiter. Ganz wahr ist die Aussage nicht. Der Sertão ist seit Langem die trockenste Region des Landes und wurde in den letzten 150 Jahren häufig von Dürreperioden heimgesucht. Auch Pedro erlebte die schweren Dürren Ende der 1970er Jahre und zur Jahrtausendwende mit und relativiert umgehend seine vorherige Aussage: „1999 habe ich 55 Rinder verloren. Nur 16 haben überlebt." Spätestens damals hätte er sich der Natur geschlagen geben und gehen sollen, aber seine Hoffnung auf eine bessere, regenreichere Zukunft war stärker. Hier sei sein Platz, seine Heimat, auch wenn es unter den momentanen Umständen nahezu unmöglich sei, weiterhin Landwirtschaft zu betreiben. Weggehen? Jetzt sei es zu spät: „Wenn ich von hier weggehe, dann nur noch auf den Friedhof."

16. Der König des Baião

Die steife deutsche Hüfte verrät einen sofort, aber zwei Schritte links und zwei Schritte rechts, retten einen ungeübten Tänzer vor der absoluten Blamage. In Rio de Janeiro tanzt man Samba, in Bahia Axé und im Sertão Forró. Der Grundschritt des beliebtesten Volkstanzes im Nordosten Brasiliens ist einfach. Zwei links, zwei rechts. Das kann eigentlich jeder. Auf Dauer sieht das nicht unbedingt gut aus, ist aber besser, als nicht zu tanzen. Im Radio, im Supermarkt, an der Tankstelle, zu Hause, oder im Restaurant, fast überall läuft von morgens bis abends Forró. Ein Fest ohne Triangel, Akkordeon und Zabumba, die große Trommel der klassischen Forróbands, ist im Sertão nicht vorstellbar. Luiz Gonzaga ist der wichtigste Vertreter, des beliebtesten Rhythmus der Nordestinos. Er ist der Meister des Forró und der König des Baião, einer der zahlreichen Varianten des populären Rhythmus, die für ungeschulte Ohren nur schwer von einem traditionellen Forró zu unterscheiden ist. Luiz Gonzaga ist eine Legende, in Exu, wo er geboren wurde, im Sertão, dessen Musik er wie kein anderer Künstler der jüngeren Geschichte prägte, in Rio de Janeiro, wo er lange wirkte und in ganz Brasilien, dessen musikalische Vielfalt durch das Schaffen des Ausnahmemusikers um eine weitere Facette bereichert wurde.

Am 13. Dezember 1912 wird Luiz Gonzaga auf der Fazenda Caiçara, in der Nähe von Exu, geboren. Er wächst in ärmlichen Verhältnissen auf und lebt mit seinen Eltern und Geschwistern in einem einfachen Lehmhaus, auf dem Landgut, wo sein Vater auf den Feldern arbeitet. Von ihm lernt er als Kind das Akkordeon spielen. Schon als Jugendlicher begleitet er seinen Vater bei kleineren Auftritten auf Volksfesten, Tanzbällen und Hochzeiten mit

seinem Instrument. Mit achtzehn Jahren tritt er in die brasilianische Armee ein und reist mehrere Jahre lang als Soldat durch Brasilien. Der Musik bleibt Luiz Gonzaga während dieser Zeit treu. In einer Militärkapelle spielt er Akkordeon. Nach seinem Dienstende geht er nach Rio de Janeiro, von wo aus er über Recife, zurück in seine Heimatstadt fahren will. Aus dem kurzen Zwischenstopp werden sieben Jahre, in denen er den Grundstein seiner Karriere als Musiker legt.

Gonzaga spielt in den Bars von Mangue. Sein Repertoire besteht aus Walzern, Tangos, Foxtrotts, Forró und vielen brasilianischen Rhythmen. In dem Bohème-Viertel lernt er schnell Musiker und Künstler kennen und macht sich fast ebenso schnell einen Namen als Akkordeonvirtuose. Es dauert nicht lange, bis die ersten Live-Auftritte im Radio folgen. Luiz Gonzaga avanciert innerhalb von zwei Jahren zu einem der bekanntesten Akkordeonspieler in Rio de Janeiro. Sein Erfolg ermöglicht es ihm, von der Musik zu leben. 1941 unterschreibt er seinen ersten Plattenvertrag bei RCA Victor und nimmt mehrere Instrumentalstücke auf. Die Verantwortlichen lassen ihn anfangs nicht singen. „Es hieß, er könne nicht gut genug singen. Ein Radioredakteur bezeichnete seinen Gesang sogar als `schrecklich´. Rückblickend war er seiner Zeit wahrscheinlich einfach ein paar Jahre voraus," erzählt sein Neffe Joquinha Gonzaga. Erst vier Jahre später folgen die ersten Aufnahmen mit Gesang. Durch seinen Nordestino-Dialekt und sein markantes Timbre verleiht er seiner Musik den unverwechselbaren Gonzaga-Sound. Bei seinen Konzerten tritt er fortan mit dem typischen Lederhut und einer traditionellen Lederjacke auf, wie sie auch Lampião, der umstrittene Cangaçeiro-Bandit aus dem Sertão trug, den Gonzaga verehrte, woraus er bei seinen Auftritten keinen Hehl machte. 1946 besucht er nach 16 Jahren das erste Mal seine Familie in Exu, kehrt aber schnell nach Rio de Janeiro zurück, um seine Karriere voranzutreiben. Gonzaga erkennt das Potenzial und große Interesse an seiner Herkunft und konzentriert sich zunehmend auf seine musikalischen Wurzeln. Forró und Baião erfreuen sich in den 1950er Jahren größter Beliebtheit. Sein Erfolg und seine Popularität nehmen in den Folgejahrzehnten kontinuierlich zu. Dennoch sei er ein bodenständiger Mann geblieben: „Luiz war ein ganz einfacher, normaler Kerl und ein ausgesprochener Familienmensch. Als er nach Rio de Janeiro zurückging, kaufte er in Santa Cruz da Serra ein großes Grundstück, das er unter seinen Geschwistern aufteilte, weil er seine Familie in der Nähe haben wollte," erzählt Joquinha von seinem Onkel. Die Angestellten der Fazenda stammen fast alle aus Exu, es gibt traditionelles Essen aus der Heimatregion und bei Festen werden Forró, Baião, Xaxado und Xote gespielt, ausschließlich Rhythmen aus dem Sertão. Die Fazenda der Gonzagas wird zu einem beliebten Treffpunkt für viele Künstler aus dem Nordosten. „Ich bin eigentlich Carioca.

Ich bin in Rio de Janeiro geboren und auf der Fazenda groß geworden. Aber ich war immer von Nordestinos umgeben. Das Grundstück in Santa Cruz da Serra war wie eine Enklave. Onkel Luiz hat sich in Rio de Janeiro seinen eigenen kleinen Sertão geschaffen," so Joquinha. Während seiner Jugendzeit lernt auch er von seinem Onkel das Akkordeon spielen. Luiz Gonzaga verreist viel, spielt Konzerte mit bekannten brasilianischen Künstlern, und tourt mit seiner Band durch Brasilien. Jedes Jahr veröffentlicht er ein neues Album. In den späten 1970er Jahren begleitet ihn sein Neffe Joquinha, der eigentlich João Januário Maciel heißt, auf einigen Tourneen durch Brasilien. Gemeinsam geben sie 1986 in Paris ihr einziges Konzert außerhalb Brasiliens. „Es war ein kleines Festival mit mehreren Künstlern, die alle mit einer Armada von Instrumenten auf der Bühne standen. Wir waren zu dritt. Zwei Akkordeons, eine Zabumba und die unverwechselbare Stimme Gonzagas. Das Publikum hat er sofort für sich gewonnen. Er hatte dieses gewisse Etwas, das nur ganz wenige Künstler haben," erinnert sich Joquinha Gonzaga an ihren Auftritt in Frankreich. Durch seine Musik schafft Luiz Gonzaga große Aufmerksamkeit für die marginalisierte Region im Nordosten. Er prägt die cultura sertaneja nachhaltig und festigt sie zugleich auf nationaler Ebene als Teil der brasilianischen Kultur. „Seine Einflüsse findet man heute in allen wichtigen Musikrichtungen in Brasilien: im Rock, Funk, Samba und natürlich der Música Sertaneja," so sein Neffe und Wegbegleiter.

Wenige Jahre später, im August 1989 stirbt der Ausnahmekünstler in Recife. „Ich war geschockt, ich dachte einer wie er würde niemals sterben", erzählt Joquinha Gonzaga ehrfürchtig von seinem Onkel. Und in gewisser Weise hat er auch recht. Noch heute pilgern Fans aus ganz Brasilien zu Gonzagas Grab in Exu. Der Musiker ist der ganze Stolz der Exuenses. Viele Geschäfte, Restaurants, Bars und sogar die Tankstellen in Exu identifizieren sich, zumindest dem Namen nach, mit dem Musiker, dessen Glanz der Stadt und der gesamten Region großen Ruhm einbrachte. Hier kennt jeder mindestens eine Anekdote über den Musiker und jeder beansprucht einen kleinen Teil Luiz Gonzagas nur für sich. Auch wenn der Stern Luiz Gonzaga, der Exu einst erleuchten ließ, inzwischen erloschen ist, wird er durch die Erzählungen der Exuenses immer wieder für einen kurzen Augenblick zum Leuchten gebracht.

17. Das Mekka Brasiliens

Auf meiner Reise durch den Sertão habe ich viele gläubige Menschen getroffen. Religion gibt den Sertanejos Halt. Den Glauben kann man niemandem nehmen, sei er noch so arm. Viele Sertanejos bekreuzigen sich, wenn sie an einer Kirche vorbeifahren. Juazeiro do Norte ist eine religiöse Hochburg im brasilianischen Sertão. Es ist die letzte Station auf meiner Recherchereise und die mit Abstand am besten organisierte und sauberste Stadt, die ich in den letzten Wochen gesehen habe. Hier ist fast alles doppelt so teuer, wie im Rest des Sertão. Es dauert eine Weile, bis ich eine günstige Unterkunft gefunden habe, obwohl es hier an jeder Ecke Hotels gibt. Tourismus ist neben dem Handel die Haupteinnahmequelle der Bewohner. Juazeiro do Norte ist eine der wichtigsten Pilgerstätten Brasiliens und ganz Lateinamerikas.

Cícero Romão Batista ist frisch geweihter Priester, als er an Weihnachten 1871 die Christmette in Juazeiro hält. Die Einwohner des kleinen Dorfes sind begeistert von dem jungen Geistlichen, der ihnen nicht den Rücken zukehrt und auch nicht auf Latein zu ihnen spricht. Der 28-Jährige predigt auf Portugiesisch und schaut seinen Zuhörern dabei ins Gesicht. Der Legende folgend hat Padre Cícero nur wenige Wochen später einen Traum, in dem er von Jesus gebeten wird, sich um die arme Bevölkerung Juazeiros zu kümmern. Ohne zu zögern, packt er seine Sachen, zieht aus Crato, der Nachbarstadt wo er lebt, in das kleine Dorf und wird Priester der Gemeinde. Er renoviert die Kapelle, besucht die Bauern zu Hause, gibt den Menschen Ratschläge und kümmert sich fürsorglich um sie. Padre Cícero ist anders, als die meisten katholischen Priester, aber nicht außergewöhnlich. Erst zwanzig Jahre später geschieht das, weshalb noch heute Jahr für Jahr fast 3 Millionen Menschen nach Juazeiro do Norte pilgern.

„Es gibt keine natürliche Erklärung für das, was geschah“, sagt die Historikerin Carla Fernanda de Lima Oliveira Tavares. Als Padre Cícero am 1. März 1889 während der Kommunion die Hostien an einige Glaubensschwestern verteilt, merkt er zuerst nichts. Erst nach der Messe kommt die Schwester Maria de Araújo zu ihm und zeigt ihm ein blutverschmiertes Leinentuch, mit dem sie sich den Mund abwischte, nachdem sich die Hostie in ihrem Mund zu Blut verwandelt hatte, wie sie behauptet. Spätestens vier Wochen danach glaubt ihr der Priester, als er selbst Zeuge wird, wie bei der Kommunion die von ihm gereichte Oblate, im Mund der Schwester, erneut zu Blut wird. Er bittet sie, über das Geschehene zu schweigen. Doch das Ereignis wird sich in den nächsten drei Jahren, an jedem ersten Freitag im Monat, wiederholen. Im Jahr 1890 sogar täglich während der Fastenzeit.

Padre Cícero versucht die Ereignisse anfangs vor der Diözese Fortaleza

zu verheimlichen. Aber es dauert nicht lange, bis der Diözesanbischof Dom Joaquim von den Vorkommnissen erfährt. Er glaubt nicht an die Wundererzählungen aus dem Sertão. „Die Schwester war arm, sie war schwarz, eine Frau und sie war Analphabetin", erzählt Oliveira Tavares. Keinesfalls dürfte der Fall Aufsehen erregen, schon gar nicht unter den Voraussetzungen, dass eine dunkelhäutige, ungebildete Frau für die Wunder verantwortlich sei. Bischof Dom Joaquim lässt einen Untersuchungsausschuss einrichten. Die Gruppe besteht aus mehreren Geistlichen, zwei Ärzten und einem Pharmazeuten. Er will die angeblichen Wunder sofort revidieren lassen. „Sie kamen mit der Absicht zu beweisen, dass die Schwester lügt," so Oliveira Tavares. Maria de Araújo wird wochenlang untersucht, aber die Ärzte finden nichts Außergewöhnliches. Die Mitglieder des Untersuchungsausschusses arbeiten akribisch. Da die Schwester die Hostie immer von Padre Cícero erhält, gerät auch er unter Verdacht das Wunder vorzutäuschen und bei der Kommunion eventuell präparierte Oblaten zu verwenden. Schließlich geben sie der Schwester selbst eine Oblate, die sie mitgebracht haben. In ihrem Mund verwandelt sie sich tatsächlich wieder in Blut. Die Untersuchungen dauern fast drei Monate. Mehrfach werden die Mitglieder des Ausschusses selbst Zeugen der Verwandlung der Hostien im Mund der Betschwester. Sie finden nichts, was auf einen Betrug hinweisen könnte. 400 Seiten umfasst der Abschlussbericht, den sie Dom Joaquim schicken und in dem sie zu der Schlussfolgerung kommen, dass es sich um ein unerklärliches Phänomen handele. Der Bischof zweifelt den Bericht an und stellt einen zweiten Untersuchungsausschuss zusammen, der ihm nach einer kurzen Beobachtung der Ereignisse und ohne an einer Messe und Kommunion teilzunehmen, das gewünschte Resultat liefert. Alles sei eine Lüge. Es gebe keine Wunder in Juazeiro.

Die Geschichte hat sich zwischenzeitlich wie ein Lauffeuer im Sertão verbreitet. Die Sertanejos wollen Padre Cícero und Schwester Maria de Araújo mit ihren eigenen Augen sehen und die ersten Pilger kommen in das kleine Dorf. Die Angst der katholischen Kirche wächst. Der Diözesanbischof befürchtet, Padre Cícero könnte eine eigene Kirche im Sertão gründen und zu deren zentralen Figur avancieren. „Wäre er kein gläubiger Katholik gewesen und wäre es sein Anliegen gewesen, hätte er es auch ohne das geringste Problem geschafft", erklärt die Historikerin. Die Begeisterung der Sertanejos für die Ereignisse und die Anhängerschaft des Priesters aus Juazeiro wachsen kontinuierlich an.

Zusammen mit dem Bericht des zweiten Untersuchungsausschusses schickt Dom Joaquim einen Brief an den Papst nach Rom. Darin beschreibt er die Gefahr, die von der immer stärker zunehmenden Popularität Padre Cíceros ausgeht und bezeichnet die Pilger und seine Anhänger als eine nicht zu

unterschätzende Bewegung von Fanatikern. Der Bischof bittet, um die Hilfe und die Erlaubnis etwas gegen den Padre und die Schwester zu unternehmen. Rom handelt. In der Hoffnung die Wallfahrten nähmen ein Ende wird Padre Cícero 1892 vom Kirchendienst suspendiert. Schwester Maria soll unter Anwendung physischer Gewalt und der Androhung der Exkommunizierung dazu gezwungen werden, das Wunder als eine Lüge und Betrug darzustellen. Doch sie weigert sich und wird in ein Kloster gesteckt. Der Kontakt zu Angehörigen und Freunden wird ihr verboten. Hier bleibt sie bis zu ihrem Tod im Jahr 1914.

Padre Cícero muss auf Anweisungen Dom Joaquims Juazeiro verlassen und geht nach Salgueiro in Pernambuco. Durch die Spenden von Freunden und Sympathisanten kann er genug Geld sammeln, um nach Rom zu reisen und Leo XIII. seine Version der Geschichte persönlich zu erzählen. Ihm wird eine Audienz beim Papst gewährt, der ihm die Absolution erteilt. Nach acht Monaten in Italien kehrt Padre Cícero 1898 wieder nach Juazeiro zurück. Auf Befehl Dom Joaquims, der das päpstliche Schreiben des Paters ignoriert, darf er dennoch nicht weiter als Priester tätig sein. Seine Popularität bei den Sertanejos ist ungebrochen und nimmt Jahr für Jahr weiter zu. Die Wallfahrten zählen immer mehr Besucher. Da er nicht mehr predigen, keine Ehen schließen und keine Kinder mehr taufen darf, suchen ihn seine Sympathisanten zu Hause auf, wo Padre Cícero sie von seinem Fenster aus segnet.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts widmet er sich der Politik. Juazeiro, das damals noch unter der Verwaltung der Nachbarstadt Crato stand, wo Padre Cícero 1844 geboren wurde, erhält 1911 die Stadtrechte und Cícero wird zum ersten Bürgermeister gewählt. Darin sieht er die einzige Möglichkeit den Bürgern und der armen Bevölkerung weiterhin zu dienen, wie er es als Priester tat. 15 Jahre bekleidet er das Amt. 1934 stirbt er im Alter von 90 Jahren.

Auf einem kleinen Berg neben der Stadt steht heute seine Statue. Ganz in Weiß und fast genauso groß wie die Christusstatue in Rio de Janeiro, steht er da. Die Arme an den Körper gelegt, hält er in der einen Hand seinen Hut und in der anderen Hand einen Gehstock. Mit leicht gesenktem Kopf blickt er über Juazeiro do Norte. Jedes Jahr gibt es mehrere Wallfahrten, zu denen Hunderttausende Gläubige aus ganz Brasilien kommen. Im Norden der Stadt wurde ein Pilgerzentrum mit einer Gebetsarena errichtet, die einem kleinen Fußballstadion gleicht. „Die Sertanejos sehen ihn bis heute als Heiligen“, erklärt Oliveira Tavares.

Padre Cícero engagierte sich sozial, sowohl als Politiker als auch als Priester. Und er war ein Visionär, der seiner Zeit voraus war. Schon während seiner Zeit als Priester stellte er zehn ökologische Gebote auf: Umzäunt eure Weiden und gebt ihnen Zeit sich zu regenerieren, fällt nicht unnötig Bäume,

oder etwa: Baut Auffangbecken für das Regenwasser, lauten einige der Vorschriften. Noch heute findet man die einfachen Verhaltensregeln in Juazeiro auf Plakaten oder an Mauern gepinselt. Unter den Geboten steht: „Wenn sich der Sertanejo an diese Gebote hält, kann sich die Dürre nicht durchsetzen, wird sich das Vieh erholen und das Volk immer genug zu essen haben. Wenn sich niemand daran hält, wird sich der Sertão innerhalb kürzester Zeit in eine Wüste verwandeln."

18. Danke

Ich hatte damit gerechnet, dass es leicht werden, würde Gesprächspartner zu finden. Wie einfach es letztendlich wirklich war, hat selbst mich überrascht. Termine zu vereinbaren ist zwecklos. Mit der Kamera in der einen und dem Aufnahmegerät in der anderen Hand wird man nirgends abgewiesen. Weder von einem Bauern, auf seiner Fazenda, noch im Rathaus, vom Bürgermeister, oder an der Haustür eines Universitätsprofessors. Viele meiner Gesprächspartner luden mich zum Essen ein, boten mir an, bei ihnen zu übernachten, vermittelten Kontakte und leiteten neue Treffen in die Wege. Sertanejos sind äußerst hilfsbereit und gastfreundlich. Ihnen gilt mein Dank, auch wenn in meinen Geschichten längst nicht alle meiner Gesprächspartner zu Wort gekommen sind. Außerdem bedanke ich mich bei den Redaktionen des Jornal do Commercio in Recife, für ein lehrreiches Praktikum und viele wertvolle Kontakte. Danke Junior, Ivan und Tita. Mein besonderer Dank gilt der Heinz-Kühn-Stiftung und hier vor allem Ute Maria Kilian, die meine Recherchereise erst ermöglicht haben.

„Brasilien, ein Land der Zukunft", schrieb der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig vor über 70 Jahren. Viele Brasilianer fügen dem spöttisch den Untertitel `und wird es immer bleiben´ hinzu. Für den europäisch geprägten Süden Brasiliens trifft Zweigs Aussage vielleicht schon zu. Auch in den Metropolen des Nordostens sind Wandel, Veränderung und Fortschritt zu spüren. Für den Sertão gilt eher der zynische Untertitel. Hier lässt die Zukunft weiter auf sich warten.